

Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 717. Band.

VIII. Serie. 17.

Edmund Cavanis. Von Alexander Dumas Sohn.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Edmund Cavanis

oder

Nacht- und Sonnenblicke des Schicksals.

Roman

von

Alexander Dumas Sohn.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Edmund Cavanis.

Zweiter Theil.

Agathens Kindheit.

„Ich bin unter sehr glücklichen Verhältnissen aufgewachsen,“ begann Agathe die Erzählung ihres Lebens, „und meine erste Kindheit verfloß so heiter und sorgenlos, wie nur möglich. — Ach!“ fügte sie mit einem schmerzlichen Seufzer hinzu, „bald sollte das Unglück nur um so erbarmungsloser auf mich einstürmen, und alle die heitern Bilder, welche meine Kindheit aufstellte, schon in meiner ersten Jugend zertrümmern.“

„Meine arme Freundin,“ sagte Edmund mit dem Ausdrucke des wahrsten Gefühles, und indem er Agathens Hand drückte, „Sie müssen trotz Ihrer zarten Jugend schon viel gelitten haben, das sagte mir gleich Ihr erster Anblick; und der Ausdruck tiefen Kummers, wahren Seelenleidens, den ich als einen trüben Schleier

über Ihre reizenden Züge gebreitet erblickte, war es, der mich so unwillkürlich zu Ihnen hinzog, daß ich, meiner selbst beinahe unbewußt, auf meinem Wege umkehrte, um Ihnen zu folgen. Es erwachte in mir ein unendliches Sehnen, den Kummer, der Sie bedrückte, kennen zu lernen, zugleich aber auch die unbestimmte Hoffnung und der glühende Wunsch, zu dessen Linderung etwas beitragen zu können.“

„Wie danke ich Ihnen diese Theilnahme,“ sagte Agathe, und zugleich drückte sie zur Bethätigung dieses Dankgefühles leise die Hand, in welcher die ihrige noch immer ruhte.

„Vielleicht,“ fuhr Edmund fort, „war es eine Eingebung des Himmels, die mich antrieb, Ihnen zu folgen, und so eben zu rechter Zeit zur Hand zu sein, um Sie der dringenden Gefahr zu entreißen, der Sie sonst leicht hätten zum Opfer werden können.“

„Sagen Sie vielmehr, der ich ohne Ihre rasche und edelmüthige Hilfe ohne allen Zweifel zum Opfer geworden wäre,“ und abermals begleitete ein leiser Druck der Hand ihre Worte.

Unwillkürlich jedoch, und ihrer beinahe unbewußt, fügte sie in ihrem Innern hinzu:

„Nie darf er erfahren, daß eigentlich nur er die Ursache dieses Unfalles war, indem ich über dem Blick, den ich nach ihm zurückwarf, den richtigen Moment

versäumte, über die Straße zu kommen, und dadurch in das Gedränge der Wagen gerieth.“

Diese Gedanken, die sie so lebhaft in jenen furchtbaren Augenblick zurück versetzten, machten, daß sie einige Sekunden in Schweigen versank.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihrer Erzählung unterbrach,“ nahm Edmund nach einer kurzen Pause das Wort. „Ich werde diese Unart nicht wieder begehen, — und bitte Sie, in Ihrer Erzählung fortzufahren.“

„Wenn ich erwähnte, daß ich unter sehr glücklichen Verhältnissen geboren wurde,“ nahm Agathe nach dieser Aufforderung wieder das Wort, „so will ich damit keineswegs sagen, daß ich im Schooße des Ueberflusses, des Reichthums, oder auch nur des Wohlstandes geboren wurde. Das Einkommen meines Vaters war vielmehr sehr beschränkt, allein es reichte doch hin, ihn vor Nahrungssorgen zu schützen und sogar für mögliche schwerere Zeiten oder Unglücksfälle noch einen kleinen Nothpfennig zurückzulegen.“

„Neben diesem bescheidenen Auskommen besaßen indeß sowohl mein guter, redlicher Vater, so wie meine vortreffliche Mutter jenen Schatz, der jeden Menschen reich macht, auch wenn die Glücksgüter der Erde ihm stiefmütterlich zu Theil wurden, das heißt, die vollkommenste Zufriedenheit mit ihren Verhältnissen, ihrer

äußern Lage, erhöht noch durch das Bewußtsein redlich erfüllter Pflichten.

„Rechnen Sie zu dem Allen noch hinzu, daß meine guten Eltern in der zufriedensten Ehe der Welt lebten, daß nie das kleinste Wölkchen ihren ehelichen Himmel trübte, und Sie werden es begreiflich finden, daß unser kleiner Hausstand das Bild des reinsten Glückes bot.“

„Wohl begreife ich dies,“ sagte Edmund, seines Versprechens uneingedenk, „auch wenn ich dieses Glück nicht durch eigene Anschauung kennen lernte, denn ich verlor meinen Vater schon so früh, daß ich mich seiner nur noch wie eines unbestimmten Schattens zu erinnern weiß.“

Zugleich schwellte ein Seufzer seine Brust. Er empfand ein tiefes Sehnen, das Glück, das Agathe mit so einfachen, aber so ganz aus dem Herzen kommenden, und dadurch auch zum Herzen gehenden Worten schilderte, einst auch durch eigene Erfahrung kennen zu lernen. Und ein Blick, den er auf die liebliche Erzählerin richtete, schien, vielleicht ihm unbewußt, zu sagen, daß er in ihr die Verwirklichung eines solchen Glückes gefunden haben dürfte.

Agathe bemerkte diesen Blick; sie schlug erröthend die Augen nieder, zog leise ihre Hand aus der Edmunds, und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

„Mein Vater bekleidete einen kleinen Posten in Neuilly in einem unbedeutenden Landstädtchen, wenig besser und größer als ein Dorf, aber an den Ufern der Loire in einer eben so reizenden als blühenden Gegend gelegen.

„Er war früher Soldat gewesen, hatte als solcher meine Mutter, ein schlichtes Landmädchen, kennen lernen und sie als seine Gattin heimgeführt, nachdem eine Wunde ihn zum fernern Dienste unfähig gemacht und er durch den Schutz eines hohen Gönners, den er sich während seiner kriegerischen Laufbahn gewonnen, den kleinen Posten erhalten hatte, der es ihm möglich machte, eine Frau zu nehmen und eine Familie zu ernähren.

„Aus dem, was ich Ihnen von dem früheren Leben meiner Eltern sagte, können Sie entnehmen, daß es Beiden an Bildung mangelte. Mein Vater besaß im Rechnen und Schreiben kaum die Kenntnisse, die zur Ausfüllung seines Postens erforderlich waren, und die schriftlichen Arbeiten, die er zu machen, die Berichte, die er einzureichen hatte, mögen wohl oft der gehörigen Orthographie entbehrt haben.

„Dennoch konnte er gegen meine Mutter beinahe für einen Gelehrten gelten, besonders wenn man die Kenntnisse mancher Art und die große Welterfahrenheit in Erwägung zog, welche er sich in seinen Feldzügen

erworben, die ihn in die fernsten Gegenden und in vieler Herren Länder geführt hatten.

„Der erbärmliche Zustand unserer Schulen auf dem Lande wird Ihnen bekannt sein, und Sie schreiben daher gewiß meiner armen Mutter nicht die Schuld zu, wenn ich Ihnen dies beschämende Geständniß ablege, daß sie gar nicht schreiben konnte, und lesen nur Gedrucktes, und auch dies nur gerade soviel, als erforderlich war, um ihr das Gebetbuch nutzbar zu machen. Bei dem mangelhaften Unterrichte, den meine arme Mutter genoß, war es beinahe ein Wunder, daß sie nur so viel gelernt hatte.

„Wenn ich bei diesem Umstande so lange verweilte, geschah es nur deßhalb, um meine guten Eltern zu entschuldigen, daß sie für meine geistige Ausbildung nicht mehr thaten. Sie selbst hatten dieselbe nicht empfangen, hatten den Mangel derselben nie schmerzlich empfunden, und für die Verhältnisse, in denen sie lebten, genügten ihre Kenntnisse vollkommen. Ja, mein Vater galt sogar bei den geringen Bürgern und den Landleuten, mit denen er in geschäftliche oder gesellschaftliche Berührung kam, für einen außerordentlich kenntnißreichen und unterrichteten, wohl gar für einen gelehrten Mann, weil er ihnen von Dingen und Ereignissen zu erzählen wußte, von denen sie nie zuvor ein Wort gehört hatten.

„Ich empfing daher nur den geringen Unterricht, zu dem die städtische Schule unseres Wohnortes die Gelegenheit bot, der aber wenig besser beschaffen war, als in den meisten Dorfschulen. Dennoch glaubten meine braven Eltern, in diesem Zweige meiner Erziehung ihrer Pflicht vollkommen genügt zu haben, und ich muß ihnen auch wirklich das Zeugniß geben, daß dies der Fall war. Denn wo hätten die Mittel und die Hilfsmittel zu einer bessern wissenschaftlichen Erziehung für mich herkommen sollen? Und dann, — genügte das, was ich wußte, nicht vollkommen für die Verhältnisse, in denen ich aller Wahrscheinlichkeit nach zu leben bestimmt war? Hatten sie nicht bei meiner guten Muttet ausgereicht, die ich doch an Kenntnissen weit übertraf?

„Wenn indeß meine braven Eltern meine geistige Erziehung vernachlässigten, so thaten sie dagegen Alles für die moralische. Sie weckten in mir schon früh ein tiefes religiöses Gefühl, gepaart mit der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit strenger Pflichterfüllung nach jeder Richtung hin; mehr als alle Lehren wirkte indeß in dieser Beziehung das Beispiel meiner Eltern, welche jeder ihrer Pflichten mit strenger Gewissenhaftigkeit nachkamen.

„Meine Mütter, welche ihr kleines, in abgelegener, beinahe einsamer Gegend belegenes Dörfchen nur selten

verlassen, und daher von der Außenwelt und folglich auch von den Verderbtheiten und den Verkehrtheiten derselben nur wenig gesehen hatte, bewahrte selbst nach mehrjähriger Ehe noch die Unbefangenheit und das beinahe kindliche Gemüth des Mädchens, und hatte wohl kaum einen Begriff von den Vergehungen mancherlei Art, die andere Frauen sich zu Schulden kommen lassen.

„Bei meinem Vater war natürlich diese kindliche Reinheit nicht zu erwarten; er hatte in Folge seiner langen Kriegsjahre sogar eine rauhe, barsche Außenseite angenommen; allein unter dieser barg sich das gefühlvollste Herz von der Welt. Mir war er namentlich der liebevollste, zärtlichste Vater, und ich erinnere mich nicht, je von ihm ein rauhes Wort gehört zu haben, obgleich ich es wohl manchmal verdient haben mochte.

„Seiner rauhen Außenseite ungeachtet war mein Vater bei den verschiedenen Berührungen, in die seine, oft unangenehme Amtspflicht, welche nicht selten die strenge Beitreibung von Geldern sehr drückend für die machte, mit denen er zu thun hatte, ihn mit den Leuten brachte, nie hart, noch viel weniger ungerecht, und wenn seine Pflicht auch Nachsichtslosigkeit heischte, so wußte er diese doch mit Milde und einer gewissen derben, alten Kriegern so oft eigenthümlichen Freundlich-

keit, zu üben. Der „Vater Fevrier“, wie man ihn in der ganzen Gegend nannte, war daher auch bei Alt und Jung beliebt und geachtet, und willig schloß man meine Mutter in diese Liebe und Achtung ein.

„Mit Stolz darf ich behaupten, daß Beide die Liebe sowohl, als die Achtung, die man ihnen als einen freiwilligen Zoll darbrachte, in vollstem Grade verdienten.“

„Liebe Agathe,“ unterbrach Edmund die Erzählerin, „verzeihen Sie, daß ich Ihnen schon wieder in das Wort falle. — Sehen Sie!“

Dabei deutete er auf den Himmel, an welchem sich, während ihrer Beider ganze Aufmerksamkeit auf die Erzählung gerichtet war, von ihnen unbeachtet dunkle Wolken zusammengezogen hatten.

„Sie haben Recht,“ sagte Agathe; „wir müssen eilen, die Stadt und eine sichere Stätte zu erreichen, wollen wir nicht hier im Freien von dem Unwetter überfallen werden, das unfehlbar binnen kurzer Zeit losbrechen wird.“

Zugleich griff sie nach Hut und Shawl, die sie vorhin neben sich gelegt hatte, und schlug an der Seite Edmunds mit eiligen Schritten den Rückweg nach der Stadt ein.

Als sie ihr Tuch geordnet, das Band ihres Hutes

befestigt, ihre Handschuh angezogen hatte, bot Edmund ihr stillschweigend seinen Arm; sie zögerte einen Augenblick, nahm dann die ihr gebotene Stütze und Beide verfolgten schnell ihren Weg, längere Zeit ohne zu sprechen.

2.

Der General von Saint-Florent.

Während Edmund und Agathe eilenden Schrittes ihren Weg verfolgen, um dem immer näher rückenden Unwetter zu entfliehen, müssen wir den Leser bitten, die Fortsetzung von Agathens Geschichte für gelegenere Zeit zu erwarten, und mit uns einen Besuch bei dem General vom Saint-Florent zu machen.

An seinen Schmerzensstuhl gefesselt, saß der alte Kriegsmann allein in seinem Prachtgemache, die podagraischen Beine mit dichten Binden umhüllt.

Schmerzlich empfand der alte, dem Greisenalter mit raschen Schritten nahende Mann seine Verlassenheit, sein Alleinstehen auf der Welt.

Vergebens hatte er einer Frau, die dessen unwürdig war, seinen geachteten und durch ihn achtungswerthen Namen zu tragen gestattet, weil er gehofft, in ihr für

die Tage seines Alters eine Freundin und eine Stütze zu gewinnen.

Vergebens gewährte er ihr, die er dem Elend und den drückendsten Verhältnissen entrissen hatte, alle Genüsse des Reichthums und des Luxus, indem er ihr die beinahe unumschränkte Verwaltung seines großen Vermögens überließ.

Vergebens fügte er sich den launenhaften Einfällen dieses ungebildeten, herzlosen und koketten Weibes.

Vergebens hatte er Jahrelang sein sonst so stolzes Haupt unter ihr tyrannisches Joch gebeugt.

Jetzt, wo er wenigstens eine Art von Vergeltung, von Lohn, für diese Opfer mannichfacher Art hätte in Empfang nehmen können, deren Größe jedes fühlende Herz mit inniger Dankbarkeit erkannt haben würde, jetzt zeigte ihm die sogenannte Frau von Saint-Florent nicht einmal die gewöhnliche Aufmerksamkeit einer bezahlten, einer gemietheten Krankenwärterin. Und das wäre doch gewiß das Wenigste gewesen, auf was er einen gerechten Anspruch hätte machen dürfen.

Seit die Schmerzen des Podagra ihn an seinen Stuhl gezogen hielten, bat der General seine Titular-Gemahlin beinahe flehentlich, ihm wenigstens einige Stunden zu widmen, ihn durch Unterhaltung, durch

Lectüre, zu zerstreuen, seine Schmerzen wenigstens auf Augenblicke vergessen zu machen.

Sie achtete seiner Bitten nicht, ging ohne Scheu wie bisher, und sogar noch mehr wie bisher, ihren Zerstreuungen, ihren Vergnügungen nach, widmete einen großen Theil ihrer Zeit dem verschlagenen Plantard, der sich vollständig in ihre Gunst einzuschmeicheln gewußt hatte, in den Augen der Dienerschaft für ihren Liebhaber galt und dies vielleicht auch wirklich war, und machte dem General, seiner wiederholten und dringenden Bitten ungeachtet, nur seltene und kurze Besuche. —

Allein auch diese hätte er ihr gern erlassen, denn sie schien dieselben nur als willkommene Gelegenheiten zu benutzen, ihm irgend einen Verdruß zu bereiten, ihm bittere Worte zu sagen, ihm wohl gar seine Krankheit, die ihr so manche Zerstreuung raubte, sie von dem Besuche manches Festes zurückhielt, zum Vorwurf zu machen. Zeigte sie sich aber ja einmal freundlicher als gewöhnlich, harrte sie einige Minuten länger in seiner Gesellschaft aus, so trat auch sicher gar bald irgend eine eigennützige Absicht an den Tag, und sie entfernte sich dann nicht eher, als bis sie die Erfüllung von dem Zwecke ihres Besuches triumphirend mit sich hinwegnahm. —

Sie glaubte ihrer Herrschaft über den Mann, der

sich ihr gegenüber bisher so schwach gezeigt hatte, so gewiß zu sein, daß sie darüber der Klugheit vergaß, durch welche sie zu ihrer Herrschaft gelangt war. Sie glaubte, ihr Thron sei unumstößlich fest begründet; doch darin irrte sie. Schon wankte er in seiner Tiefe, gleich so manchem Throne legitimer Herrschaft, dessen Sturz wir in unserer Zeit erlebten.

Schon längst hatte der General das Drückende der Fesseln gefühlt, die er sich in unverzeihlicher Verblendung und Schwäche selbst angelegt. Seit ihn aber die Krankheit auf den Stuhl bannte, seit die Schmerzen sein Gemüth erbitterten, empfand er den Druck peinlicher denn je, und er begann darauf zu sinnen, sich desselben zu entledigen. Allein ähnlich dem Sklaven, der gegen seine Fesseln anknirscht, der Jahrelang darauf sinnt, sie zu sprengen, und der dennoch nie zu der Ausführung seines Entschlusses kommt, den er schon längst gefaßt zu haben glaubte, fehlte es ihm an dem Muthe, der zur Wiedererlangung seiner Freiheit unerläßlich war.

Er, der alte Soldat, der tapfere Krieger, der mit Auszeichnung gedient hatte, dessen Muth den feindlichen Batterieen gegenüber die ganze Armee gerechte Anerkennung widerfahren ließ, zitterte heimlich bei dem Gedanken an den Widerstand, den er einem boshaften und zänkischen Weibe — einem Weibe, das er jetzt verachtete und nie wahrhaft geliebt hatte, — zu dem ihn

schon seit längerer Zeit nicht einmal mehr die früher lebhaft erregte Sinnlichkeit hinzog, zeigen mußte, um sich aus dessen Banden zu erlösen, die er um jeden Preis abzuschütteln gewünscht hätte.

Sonderbarer und dennoch oft beobachteter Widerspruch der Natur des Menschen, die den tapfersten Mann bei gewissen Gelegenheiten so unendlich feig macht.

Indeß, auch die Geduld eines Lammes kann erschöpft werden, und der General von Sint-Florent stand diesem Erschöpfungspunkte bereits sehr nahe, als sich das unglückliche Ereigniß mit seinem Neffen zutrug.

Er hatte Lucian, trotz dessen zahlreichen Schwächen und Fehler, im Grunde seines Herzens wahrhaft geliebt, wenn auch vielleicht weniger aus ächter, inniger Zuneigung, als weil er in ihm den letzten Sprößling eines Geschlechtes erblickte, auf dessen Fortpflanzung, wenn auch unter anderem Namen als dem seinigen, er stolz war. Ueberdies hatte er schon längst daran gedacht, dem Neffen sein Vermögen nur unter der Bedingung zu hinterlassen, daß er seinen Namen annehme.

Lucians Tod fügte daher seinen Körperschmerzen auch noch einen Seelenschmerz hinzu, der um so tiefer war, je überraschender er ihn überkam, und je weniger es dafür irgend ein Heilmittel, irgend einen Trost gab.

Um so wahrer nun dieser Schmerz war, um so mehr mußte ihn die kalte Herzlosigkeit empören, welche

bei dieser Gelegenheit die Frau zeigte, der er das Recht zugestanden hatte, sich vor der Welt seinen Namen anzumaßen.

Seit diesem Augenblicke stand auch der Entschluß der Trennung von diesem Weibe fest, und er dachte nur noch darauf, denselben herbeizuführen.

Was ihn von der augenblicklichen Ausführung dieses Vorsatzes zurückhielt, war jetzt nicht sowohl mehr Furcht, als vielmehr das drückende Bewußtsein, dann isolirter zu stehen, als bisher. Je mehr aber das peinliche Gefühl des Alleinstehens ihn erfaßte, um so mehr sann er auch auf irgend eine Abhilfe.

Da durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke.

„Ja, das wird mir Trost und Hilfe gewähren," flüsterte er vor sich hin.

Ein Ausdruck der Freude überflog sein bis dahin düsteres, schmerzentstelltes Gesicht.

Er schellte einem Diener, ertheilte demselben einen Auftrag mit der ausdrücklichen Weisung, ihn auf der Stelle auszuführen, und ließ sich dann von seinem Kammerdiener zu Bett bringen, ohne zuvor, wie es bisher seine Gewohnheit gewesen war, die Frau von Saint-Florent um ihren Besuch bitten zu lassen.

Er fragte nicht einmal, ob sie zu Hause sei oder nicht. —

Ja, zum ersten Male seit langer Zeit schlief er mit dem Gedanken einer gewissen Genugthuung ein, sie nicht gesehen zu haben, während bisher ihr Außenbleiben ihn jederzeit schmerzlich oder doch unangenehm berührte.

3.

Das Auge einer Mutter.

In der Dämmerungsstunde des Abends saß Madame Cavanis, Edmunds Mutter, in ihrer bescheidenen Wohnung, tief in die Ecke ihres Sopha's gedrückt und in finstere Sorgen um den geliebten Sohn versunken.

Seit der Trennung von ihm hatte Trübsinn sie erfaßt, und was sie auch gethan, denselben abzuschütteln, vermochte sie es dennoch nicht ganz.

So erblickte sie in dieser Verstimmung, die so natürlich war, zuletzt das unheimliche Zeichen einer Vorahnung, die irgend ein Unglück verkündete, von der ihr geliebter Sohn bedroht wurde.

Vergebens suchte ihr bewährter Freund, der brave Einnehmer, der auch Edmunds natürlicher Freund war, sie zu trösten, zu beruhigen, ihre Angst zu beschwichtigen.

Vielleicht gelang ihm dies um so weniger, da er selbst sich von einem beängstigenden Gefühle nicht ganz frei machen konnte, wenn er Edmunds gedachte.

Freilich waren seine Besorgnisse, wenn er sich den jungen Mann inmitten der zahlreichen Gefahren, dachte, welche das moderne Sodom, Paris genannt, für junge, unerfahrene Leute bietet, ganz anderer Art, als die der Mutter, welche in die Tugend und Charakterfestigkeit des geliebten Sohnes ein unumstößliches Vertrauen setzte. —

Sie fürchtete für ihn mehr Gefahren und Hindernisse von außen, als solche, die aus seinem Innern, aus seiner Unerfahrenheit, der Erregbarkeit seiner Gefühle, der seinem Alter so natürlichen Sinnlichkeit entspringen konnten.

Wie verschiedener Art aber auch ihre Besorgnisse ihrer innersten Natur nach sein mochten, trafen sie doch in der Angst um einen ihnen Beiden theuern Menschen zusammen, und oft war Edmund der Gegenstand ihrer Unterhaltung, des gegenseitigen Austausches ihrer Besorgnisse, bei welchen sich zuweilen sogar manchmal ein kleiner freundschaftlicher Streit über das entspann, was eigentlich für Edmund zu fürchten sei.

Seit einiger Zeit waren nun aber ihre Besorgnisse durch den düstern Ton, der in Edmunds Briefen herrschte, bis auf einen beinahe nicht mehr zu ertragen-

den Grad gestiegen; und als er über den General von Saint-Florent, der bei der Reise nach Paris seine größte, ja seine einzige Hoffnung gewesen war, nicht nur schwieg, sondern sogar ihre Fragen nach demselben ganz unbeantwortet ließ, als aus seinen Briefen, obgleich sie niemals bestimmte Klagen enthielten, die tiefste Entmuthigung sprach, da sagte ihr die Ahnung ihres Mutterherzens, daß ihrem geliebten Kinde irgend ein schweres Unheil drohe, und nach einer längeren Berathung mit ihrem Freunde, dem Einnehmer, stimmten Beide dahin überein, daß es unter den obwaltenden Umständen, und da sich für Edmund noch immer keine Aussicht zeige, seine Existenzmittel zu gewinnen, das Beste sein würde, ihn in seine Heimath zurückzurufen und hier für seine Thätigkeit irgend einen geeigneten Wirkungskreis zu suchen.

Es ging daher in Begleitung der zu der Reise erforderlichen Geldmittel an Edmund jener Brief ab, der ihn aufforderte, in die Arme seiner Mutter zurückzukehren, und der, wie wir sahen, auf ihn einen so peinlichen Endruck machte, daß er zum großen Theile mit als Antrieb und Beweggrund zu dem verhängnißvollen Entschlusse diente, von dessen blutiger Ausführung er nur durch eine beinahe wunderbare Fügung des Zufalls abgehalten worden war.

Auf diesen Brief nun hatte Edmunds Mutter

keine Antwort erhalten; allein dies beunruhigte sie kaum, da sie im Grunde keine erwartete; denn sie zweifelte nicht, daß er mit Freuden der Aufforderung folgen würde, in die Arme der geliebten Mutter zurückzukehren. Konnte doch ihrer Meinung nach nichts ihn in Paris zurückhalten, wo er sich offenbar in allen Hoffnungen und Erwartungen so bitter getäuscht gesehen hatte. Freilich ahnete sie nicht, welche Macht von unwiderstehlicher Gewalt ihn mit Demant-Ketten an Paris fesselte.

Sie erwartete also, wie gesagt, keine Nachricht von Edmund, wohl aber ihn selbst. Doch schon seit zwei Tagen hätte er eintreffen können, und noch kam weder er, noch Kunde von ihm.

Der Abend, an welchem wir Madame Cavanis in so tiefe Betrübniß versunken, in der Abenddämmerung auf ihrem Sopha sitzend erblicken, war nun schon der dritte, an welchem sie der Ankunft des Geliebten entgegensah. Und noch immer wollte er sich nicht zeigen!

Sie lauschte von Zeit zu Zeit, ob nicht irgend ein Geräusch ihr sein Nahen verkünde, und wenn sie sich dann in ihrer Erwartung getäuscht fand, sank sie noch entmuthigter als zuvor, in die Polster zurück.

Allmählig bemächtigte sich ihrer eine unbeschreibliche Angst, und sie schickte zu dem Einnehmer, ihn bitten

zu lassen, ja sogleich zu ihr zu kommen, wenn seine Geschäfte es ihm erlaubten.

Doch noch ehe er kam, erreichte ihre immer ihr selbst unerklärliche Angst einen so hohen Grad, daß sie plötzlich aufsprang, mit hastigen Schritten in dem Zimmer auf- und niederging und händeringend ausrief:

„O mein Gott, mein Gott, mir sagt mein ahnendes Mutterherz, daß eine furchtbare Gefahr meinen Edmund bedroht!“

Und ihre Ahnung trog sie nicht, denn in eben dem Augenblicke stand Edmund, über finsteren Todesgedanken brütend, das geladene Pistol in der Hand, an den Pforten des Grabes.

So traf der Einnehmer die tiefbekümmerte Frau, und es war ihr, als käme mit seinem Eintritte eine plötzliche, fast wunderbare Ruhe über sie.

Wunderbar in der That! Wunderbar durch den unerklärlichen Zusammenhang, der sympathetisch-verbundene Wesen selbst aus weiter Ferne einander umschlingt.

Waren doch die Momente, in denen Madame Cavanis sich von einer so quälenden Angst beinahe plötzlich ergriffen fühlte, eben die, in denen Edmund mit schmerzlicher Sehnsucht der geliebten Mutter dachte, in denen er den letzten Abschied von ihr zu nehmen glaubte.

War doch der Augenblick, in welchem, auf beinahe

nicht minder wunderbare Weise, mit dem Eintritte des Einnehmers in das Zimmer der Mad. Cavanis die Angst derselben eben so plötzlich verschwand, wie sie entstanden war, gerade der, in welchem Edmund das geladene Pistol aus der Hand legte, um der Botschaft Gehör zu schenken, welche der Bediente des Generals von Saint-Florent ihm überbrachte.

Ohne den geheimen Entstehungsgrund ihrer Angst, wie ihrer Beruhigung zu ahnen, besprach die sorgende Mutter mit einer Ruhe, deren sie sich fünf Minuten zuvor noch nicht für fähig gehalten hätte, mit dem bewährten Freunde die möglichen Gründe, die Edmund bewogen haben könnten, der an ihn ergangenen Aufforderung zur Rückkehr weder zu genügen, noch auch nur darauf zu antworten.

Der Einnehmer, welcher von Herzen froh war, Madame Cavanis viel ruhiger zu finden, als er es nach dem, was ihre Magd ihm bei der Einladung zu dem Besuche gesagt hatte, erwarten durfte, that Alles, was in seinen Kräften stand, der beängstigten Mutter vollends jede Besorgniß auszureden, obgleich er selbst das Schweigen Edmunds so wenig in der Ordnung fand, daß dadurch auch bei ihm die Besorgniß entstanden war, es möchte seinem geliebten Zöglinge irgend etwas zugestoßen sein. Weit entfernt indeß, seiner Freundin nur im Geringsten zu verrathen, was ihn bedrückte, gelang es

vielmehr seinem Zureden, Edmunds Mutter vollends zu beruhigen, und sie beschloß, noch einige Tage in Geduld zu warten, dann aber ihren Sohn durch einen dringenden Brief aufzufordern, entweder augenblicklich selbst zu kommen oder wenigstens umgehend eine Erklärung seines Ausbleibens zu geben, und dadurch ihr bekümmertes Mutterherz zu beruhigen.

4.

Die Caution.

„Darf ich Sie nach Hause begleiten, um dort an der Wiege Ihres „kleinen Schutzengels“ die Fortsetzung und den Schluß Ihrer Geschichte zu hören?“ fragte Edmund seine Begleiterin, nachdem sie einige Zeit wortlos neben einander her gegangen waren.

„Ich würde dies gern zufrieden sein,“ entgegnete Agathe mit ihrer lieblichen Stimme; „allein sollten Sie nicht Wichtigeres zu thun haben, mein Freund, als das müssige Anhören meiner Geschichte, die an und für sich unbedeutend ist und bei der nichts darauf ankommt, ob Sie heute oder morgen damit bekannt gemacht werden?“

„Halten Sie mich für so gleichgiltig gegen das, was sie so nahe angeht, Agathe?“ fragte Edmund, betrübt durch Agathens, wenn auch nur mittelbare Ablehnung seiner Bitte.

„Das nicht, mein Freund," entgegnete sie, „allein ich hege zu Ihnen das Vertrauen, daß bei Ihnen die Erfüllung einer Pflicht allem Andern vorgeht."

„Wie verstehen Sie das?" fragte Eduard überrascht. „Sollten Sie mir die Vernachlässigung irgend einer Pflicht zum Vorwurf machen wollen?"

„Beinahe hätte ich Lust dazu," sagte Agathe lächelnd, und ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen, fuhr sie fort:

„Haben Sie sich schon die Anstellung gesichert, zu der Ihnen die Caution erforderlich war?"

„Nein," entgegnete Edmund; „ich habe über der Ordnung von den Angelegenheiten des unglücklichen Lucian meiner eigenen ganz vergessen. Ueberdies aber wissen Sie, daß ich glaube, diesen Dienst von Ihnen nicht annehmen zu dürfen, obgleich ich denselben gewiß nicht weniger erkenne, wie er es verdient."

„Glauben Sie, daß ich meine kleine Tochter liebe?" fragte Agathe mit sehr ernstem Tone.

„Woher diese Frage?" rief Eduard verwundert aus.

„Ich bitte Sie, mir zu antworten," entgegnete Agathe.

„Es wäre Sünde, wenn ich daran zweifeln wollte!" etheuerte Eduard.

„Glauben Sie, daß ich im Stande wäre, leicht-

sinnig die ganze Zukunft meines Kindes auf das Spiel zu setzen, es vielleicht dem höchsten Elende Preis zu geben?"

„Agathe!" sagte Edmund mit dem unverhehlten Ausdrucke des höchsten Staunens, denn noch erkannte er nicht, wohin diese Fragen Agathens zielen sollten.

„Nun, wenn Sie das nicht glauben," fuhr diese fort, „dann dürfen Sie wahrlich mit gutem Gewissen annehmen, was ich Ihnen mit gutem Gewissen biete. Sie selbst hegen gewiß keine Besorgniß, daß bei der Solidität des Hauses, in welches Sie einzutreten suchen, diese Summe im Entferntesten gefährdet sei."

„Allerdings halte ich das Geld bei diesem Hause für vollkommen sicher."

„Nun wohl," sagte Agathe, „dann ist es weiter nichts, als ein übertriebenes Zartgefühl, als ein falscher Stolz, welcher Sie von dem armen Mädchen die Summe verschmähen läßt, welche Sie von dem reichen Freunde selbst erbaten."

Es lag in dem Tone, mit welchem Agathe diese Worte sprach, ein solcher Ausdruck schmerzlichen Vorwurfes, daß Edmund davon tief ergriffen wurde, und voll Verlegenheit das Unrecht eingestehend, dessen er sich gegen das vortreffliche Mädchen anklagen mußte, wenn man die Sache aus diesem Gesichtspunkte auffaßte, bat

er um Verzeihung des begangenen Unrechts, ohne mehr zu sagen, als das eine Wort:

„Agathe!“

Sie verstand ihn, das verrieth der leise Druck ihres Armes, der noch immer in dem seinigen ruhte.

Es war daher mehr, um ihn zu beruhigen, als um ihm noch begreiflicher zu machen, wie sehr seine Weigerung, das Geld anzunehmen, sie kränken mußte, daß sie fortfuhr:

„Was ist diese Caution, genau genommen, Anderes, als eine Bürgschaft Ihrer Ehre und Ihrer Rechtlichkeit?“

„Allerdings!“ stammelte er.

„Und sollten Sie mich für fähig halten, in diese Ehre, diese Rechtlichkeit geringeres Vertrauen zu setzen, als Sie Lucian zutrauten, da Sie ihn um dies Geld ansprachen?“

„Sie haben Recht, sehr Recht!“ sagte Edmund, überzeugt, verwirrt und beschämt zugleich. „Ja, ich nehme das Geld und werde auch Ihrer Aufforderung genügen, indem ich Sie nur bis zu Ihrer Hausthür begleite, und mich dann sogleich danach erkundigen, ob der Posten noch immer nicht vergeben ist.“

„Ich habe diesen Enschluß von Ihnen erwartet,“ sagte Agathe, „nur wäre mein Wunsch gewesen, daß

es dazu nicht solcher Ueberredung von meiner Seite bedurft hätte."

„Leider muß ich nur fürchten," entgegnete Edmund, ohne auf diesen Vorwurf weiter zu antworten, „daß der Posten nicht mehr offen ist, da beinahe vierzehn Tage vergangen sind, seitdem ich mich zuerst darum bewarb."

„Dann dürfen Sie sich wenigstens keine Vorwürfe machen, Ihrerseits etwas versäumt zu haben, und wenn das Geld hier nicht zum Ziele verhilft, so wird dies irgendwo anders der Fall sein, wo man ähnliche Anforderungen stellt."

„Auf das Ungewisse würde ich es auf keinen Fall behalten!" sagte Edmund fest.

„Das hinge ganz von Ihrem Willen ab, mein stolzer Herr," entgegnete Agathe lächelnd. „Uebrigens wissen Sie, daß Sie das Geld jeden Augenblick wieder bekommen können; es ist daher, im Grunde genommen, ganz gleich, ob Sie es bei sich in der Brieftasche tragen, oder ob es wieder in das Kästchen eingeschlossen wird, in welchem ich es bisher verwahrte."

Sie hatten jetzt Agathens Thür erreicht und Edmund schied von dem Mädchen, mit dem Versprechen, ihr sogleich von dem Erfolge seiner Bewerbung Bericht zu erstatten, wogegen sie ihm versprach, daß er dann die Fortsetzung ihrer Geschichte hören sollte.

5.

Des Vaters Waffenbruder.

Der General von Saint-Florent hatte eine leidliche Nacht gehabt, und saß, von Schmerzen beinahe ganz befreit, in seinem Armstuhle, die kranken Füße auf weichen Polstern ruhend.

Die Schmerzlosigkeit, deren er sich seit langer Zeit nicht in so hohem Grade erfreut hatte, versetzte ihn in eine ungewöhnlich heitere Stimmung. Da wurde ihm Chamfortin gemeldet. Er ließ ihn sogleich hereinkommen."

„Herr von Chamfortin," sagte er, indem er ihn durch eine freundliche Handbewegung einlud, ihm gegenüber Platz zu nehmen, „Sie werden hoffentlich verzeihen, daß ich Sie bemühen ließ."

„Herr General," entgegnete der junge Mann mit einer ehrerbietigen Verbeugung, „ich stehe gan zu Ihren

Diensten und würde mich geehrt fühlen, wenn Sie mir irgend einen Befehl zu ertheilen hätten."

„Eine Bitte habe ich allerdings an Sie zu richten."

„Ich bin ganz Ohr."

„Sie werden von dem unglücklichen Ereignisse meines Neffen bereits gehört haben?"

Chamfortin war bemüht, seinem Gesichte den Ausdruck der tiefsten Traurigkeit zu geben, und entgegnete dann mit leiser, beinahe zitternder Stimme:

„Allerdings bin ich von diesem thörigten Einfalle meines armen Freundes unterrichtet, und ich bitte den Herrn General, zu glauben, daß mein Schmerz über dies unglückliche Ereigniß meine innigste Theilnahme —"

Er hielt inne, als erlaubte seine Rührung ihm nicht weiter zu sprechen, in der That aber, weil er nicht wußte, was er außer den allergewöhnlichsten Gemeinplätzen sagen sollte.

In seinen Augen, gestehen wir es offen, war der Selbstmord Lucians weit eher eine colossale Dummheit, wie ein erhebliches Unglück. Leute, wie Lucian von Térisy gab es in Hülle und Fülle, und dieser Eine konnte daher abkommen, ohne die geringste Lücke in der menschlichen Gesellschaft zu hinterlassen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, mein junger Freund," sagte der General, indem er mit wah-

rer Rührung die Hand Chamfortins ergriff und drückte, „doch lassen wir das jetzt, und haben Sie die Güte, mir zu sagen, ob Sie nichts Näheres von den Beweggründen zu diesem unglückseligen Schritte wissen?“

„Durchaus nichts!“ versicherte Chamfortin.

„Ich weiß, Sie gehörten zu den vertrautesten Freunden meines unglücklichen Neffen; Sie gingen täglich mit ihm um, und ich hatte daher mit Gewißheit darauf gerechnet, durch Sie die Lösung dieses Räthsels zu erlangen.“

„Ich versichere Sie, Herr General,“ wiederholte Chamfortin, indeß mit einiger Verlegenheit, „ich weiß durchaus nichts.“

Der General bemerkte diesen Anflug von Verlegenheit.

„Ich bitte Sie dringend, sich nicht durch eine übel verstandene Schonung abhalten zu lassen, mir den Aufschluß zu gewähren, den ich zu erlangen wünsche. Daß ein junger Mann, der, gleich Lucian, in den angenehmsten Verhältnissen lebte, dem alle Freuden, alle Genüsse des Lebens zu Gebote standen, und der sich dieselben auch im reichlichsten Maße gewährte, sich das Leben nehmen konnte, ist mir so unerklärlich, so unbegreiflich, daß ich fürchte, es liegt da irgend ein Unrecht zum Grunde, dessen Vergütung mir vielleicht möglich und deshalb heilige Pflicht ist. — Daher bitte ich Sie,

mir durchaus nichts zu verschweigen, was vielleicht irgend einen Aufschluß geben könnte."

„Ich gebe Ihnen nochmals die heilige Versicherung, Herr General," sagte Chamfortin, „daß ich durchaus nichts Bestimmtes weiß. Da Sie indeß verlangen, daß ich ganz ohne Rückhalt zu Ihnen sprechen soll, muß ich Ihnen offen gestehen, daß Lucian zu einem kleinen Feste, welches wir unmittelbar vor dem traurigen Ereignisse feierten, in einer so furchtbaren Aufregung erschien, daß ich selbst mich einen Augenblick des Argwohns nicht erwehren konnte, es möchte irgend eine Handlung sein Gewissen bedrücken. Ja, ich deutete ihm meine Vermuthung sogar durch einige Worte an, allein er wies sie entschieden zurück, oder ging vielleicht nicht darauf ein, als hätte er mich nicht verstanden."

„Und haben Sie keine Ahnung, durch was die gewaltige Aufregung hervorgerufen worden sein kann, die Sie an dem Unglücklichen bemerkten?".

„Allerdings habe ich darüber eine Vermuthung," entgegnete Chamfortin. „Noch mehr, ich kann kaum daran zweifeln, welche Person damit in Verbindung steht, allein ich bin außer Stande, den nähern Zusammenhang zu ergründen."

Und nun erzählte er dem General, daß Lucian eine geheimnißvolle Geliebte gehabt hätte, von der indeß selbst seine vertrautesten Freunde nichts weiter zu erfah-

ren vermochten, als daß sie Agathe heiße; — daß er versprochen, sie in eine lustige Gesellschaft mitzubringen, daß er indeß ohne sie gekommen sei, und zwar in der bereits erwähnten gewaltigen Aufregung, in den beißendsten Ausdrücken von den Weibern sprechend.

„Nach dem, was Sie mir da mittheilen,“ sagte der General, als Chamfortin seine Erzählung geendet, „ist es ganz offenbar, daß diese Agathe mit dem traurigen Ereignisse zusammenhängt, und daß ich mich deshalb an sie werde wenden müssen, um den gewünschten Aufschluß zu erlangen. — Dürfte ich Sie wohl ersuchen, Herr von Chamfortin, meinen Vermittler in dieser Sache zu machen?“

„Ich würde dazu mit dem größten Vergnügen bereit sein, Herr General,“ entgegnete Chamfortin, „nur erlaube ich mir, Ihnen zu bemerken, daß ich durchaus nicht weiß, wie ich diese geheimnißvolle Geliebte des unglücklichen Lucian auffinden soll!“

„In einen so undurchdringlichen Schleier hüllte er sie?“ fragte der General.

„Allerdings! Selbst ihren Namen habe ich nur ganz zufällig erfahren.“

„Sonderbar!“ meinte der General. „Sonst pflegen die jungen Leute doch gegen ihre Freunde weit eher mit ihren Eroberungen zu prahlen, als die Zurückhaltenden oder Verschwiegenen zu spielen.“

„Gewiß! doch vielleicht war hier die Eifersucht im Spiele, — überhaupt eine Schwäche des guten Lucian — und kann als Erklärung der Heimlichthuerei dienen. — Halt!“ rief Chamfortin plötzlich aus. „Da fällt mir eben ein, daß ich vielleicht einen Leitfaden aus diesem Labyrinthe gefunden habe.“

„Lassen Sie hören!“

„Ich erinnere mich, daß Lucian vor einiger Zeit in meiner Gegenwart Edmund Cavanis, einem unserer gemeinschaftlichen Bekannten, in ziemlich barschen Ausdrücken, bei denen offenbar die Eifersucht durchblickte, die ferneren Besuche bei Agathe verbot. — Ihm ist also das Mädchen bekannt, und durch ihn werde ich die Aufschlüsse zu erlangen suchen, die der Herr General wünschen.“

„Ach, à propos, von dem jungen Cavanis!“ rief der General aus. „Sie kennen ihn also?“

„Zu Befehl, Herr General!“

„Näher?“

„So genau, wie sich junge Leute, die keinen Grund zu gegenseitiger Verstellung oder Zurückhaltung haben, durch einen freundschaftlichen Verkehr von einigen Wochen kennen zu lernen pflegen.“

„Und was halten Sie von ihm?“

„Ich glaube, daß er viel zu gesetzt, zu solid für sein

Alter ist, kurz, das Muster eines pflichtgetreuen Sohnes."

„Sie geben ihm da mit wenig tadelnden Worten das glänzendste Zeugniß," sagte der General lächelnd. Dann fuhr er nach einer kurzen Pause fort:

„Und wie war sein Verhältniß zu Lucian?"

„Anfangs auf dem freundschaftlichsten Fuße; dann aber trat eine Spannung ein, wozu wohl die Eifersucht Lucians auf die geheimnißvolle Agathe die Ursache gewesen sein mag."

Nun erzählte Chamfortin die Geschichte von dem Duelle, das Edmund mit dem Händelmacher so ehrenvoll bestanden hatte, nachdem er die Herausforderung Lucians aus Rücksicht auf den „alten Waffengefährten seines Vaters" abgeschlagen hatte.

„Hat er das wirklich gesagt?" rief der General, als Chamfortin bis zu dieser Stelle gekommen war.

„Und zwar mit dem unverkennbarstem Ausdrucke wahrer Verehrung vor dem Herrn General!" versicherte Chamfortin, der überhaupt Edmunds ganzes Benehmen bei dieser Angelegenheit auf die vortheilhafteste Weise darstellte.

„Braver Junge! braver Junge!" sagte der General, als Chamfortin geendet hatte. „Jetzt freue ich mich meines Entschlusses doppelt! — Ja, es soll dabei bleiben, was ich mir vorgenommen hatte!"

Diese letzten Worte sprach er mehr wie vor sich hin; dann sich wieder mit lauter Stimme zu Chamfortin wendend, fügte er hinzu:

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, Herr von Chamfortin, sowie für Ihre freundliche Bereitwilligkeit, mir zu dienen, und verlasse mich vertrauensvoll auf Sie, daß Sie es ergründen werden, ob mir irgend eine Pflicht zu erfüllen bleibt, um das Andenken meines unglücklichen Neffen auf Erden von irgend einem daran haftenden Makel zu reinigen.“

Der junge Mann sah ein, daß des Generals letzte Worte eine Entlassung enthielten. Er stand daher auf und entfernte sich, nachdem der General seine Frage, ob er noch sonst etwas zu befehlen habe, durch eine höfliche Verneinung beantwortet hatte.

Kaum war der General allein, als er in ein lebhaftes Gespräch verfiel.

„Ein braver Junge, dieser Edmund Cavanis! — der ehrenhafte Sohn eines ehrenhaften Vaters! — O, mein alter Freund und Waffenbruder, verzeihe mir, daß ich Deinen braven Sohn so behandelte! — Und weshalb das? — Zürnte ich ihm im Grunde wirklich wegen der letzten Worte, die er in meiner Gegenwart diesem abscheulichen Weibe so keck in das Gesicht sagte? — Wahrlich, nein! — Im Gegentheil freute ich mich innerlich, so oft er ihr eine neue Pille zu verschlucken

gab und ich sah, wie sie vor Wuth hätte platzen mögen! — Aber es war verletzte Eitelkeit, die mir solche Zornesworte in den Mund legte. — Ich sagte mir, trotz meiner heimlichen Freude über die derben Worte des jungen Menschen, daß er dadurch doch eigentlich die Achtung verletze, die er mir schuldig sei; denn er durfte nicht vergessen, daß er mit meiner Gemahlin sprach; — denn das war sie in seinen Augen, obgleich sie es, Gott sei Dank, in der Wirklichkeit nicht ist, so oft sie auch dazu den Ansatz genommen hat! — Und dann, — gestehe es Dir nur selbst ein, alter Knasterbart, — dann war an Deiner aufbrausenden Heftigkeit, an Deinen harten Worten auch die Beschämung Schuld, die Du darüber empfandest, daß dieser junge Mensch so mit der Frau umzuspringen wagte, vor der Du selbst Dich zitternd beugtest. — Du bewundertest seinen Muth, aber Du erblicktest darin zugleich einen lauten Vorwurf Deiner eigenen Feigheit. — Doch ich will gut machen, mein alter Waffenbruder, — und Dir, junger Hitzkopf, soll eine so glänzende Genugthuung werden, wie Du sie Dir nie hättest träumen lassen! — Ho! ho!“ fuhr er nach einer Pause fort, „ich werde dieser Megäre endlich zeigen, daß der alte General von Saint-Florent keine Memme ist, die sich von einem boshaften und zänkischen Weibe in ein Mäuseloch jagen läßt.“

Nachdem er diese heroischen Worte gesprochen hatte, rieb er sich vergnügt und mit sich selbst zufrieden, die Hände, klingelte seinem Bedienten und befahl, sein Frühstück zu bringen, das er mit einem so vortrefflichen Appetite verzehrte, wie seit langer Zeit nicht.

„Wenn Frau von Saint-Florent mich vielleicht besuchen wollte, so sagen Sie ihr, daß ich bedaure, sie nicht empfangen zu können, da ich wegen dringender Geschäfte allein zu sein wünsche!“ befahl er dem Bedienten. —

6.

Agathens Jugendgeschichte.

Gegen Abend an dem Tage von Lucians Begräbniß, trat Edmund bei Agathe ein, die er, wie meistentheils, mit ihrer Arbeit beschäftigt neben der Wiege ihres Kindes fand.

„Nun, wie steht es?“ fragte sie, sobald sie ihn erblickte. „Haben Sie den Posten?“

„Es ist noch nichts entschieden,“ sagte er, indem er an ihrer Seite Platz nahm, „indeß bleibt uns kaum noch eine Hoffnung.“

„Wie so?“ rief Agathe.

„Als ich fragte, ob der Posten noch offen sei, und mich zugleich zur augenblicklichen Erlegung der Caution erbot, entgegnete mir der Chef des Hauses, er bedaure aufrichtig, sie nicht auf der Stelle annehmen zu können, so gern er mich auch nach meinen Empfehlun=

gen für sein Haus genommen hätte; allein er habe erst diesen Morgen die Anstellung einem jungen Manne zugesagt, der die Caution zwar auch nicht aus eigenen Mitteln leisten könne, indeß versprochen habe, sie bis morgen Mittag zu bringen.

„Sie sehen wohl selbst ein, Herr Cavanis," fügte der Kaufmann sehr freundlich hinzu," daß ich mein Wort nicht brechen darf, wenn er das seinige hält. Ich muß Sie daher bitten, sich noch bis morgen Nachmittag zu gedulden, sage Ihnen aber die Anstellung für den Fall fest zu, daß der junge Mann sich nicht zur rechten Zeit mit dem Gelde einstellt."

„Nun, da ist ja noch nicht alle Hoffnung verloren, mein Freund," sagte Agathe lächelnd. „Hoffen wir egoistisch, daß es dem jungen Manne eben so wenig gelingen möge, die Caution zu erlangen, wie Ihnen der erste Versuch dazu glückte."

„Diese Hoffnung wird getäuscht werden, wie schon so manche andere," entgegnete Edmund finster. „Ich scheine nun einmal nicht unter einem glücklichen Sterne geboren zu sein."

„Wer wird so kleinmüthig sein!" schalt Agathe ihn aus. „Können Sie etwa schon von gewaltigen Schicksalsschlägen sprechen, die Sie berechtigen, an der Zukunft zu zweifeln oder gar zur verzweifeln?"

Agathe betonte das Wörtchen Sie so scharf,

daß Edmund gar wohl den Vorwurf heraus hörte, den sie, die offenbar troß ihrer großen Jugend, so schweren Kummer zu tragen hatte, ihm dadurch machte; er fühlte, daß sie Recht hatte, daß er sich, ihr gegenüber, nicht über sein Schicksal beklagen dürfe, und senkte beschämt, erröthend, die Augen, bald aber erhob er sie wieder und sagte:

„Lassen wir für jeßt meine Angelegenheiten ruhen, die sich mit Gottes Hülfe wohl auf eine oder die andere Weise ordnen werden, nnd erfüllen Sie Ihr Versprechen, mich mit Ihrer Geschichte weiter bekannt zu machen.“

„Ich bin dazu gern bereit,“ entgegnete Agathe freundlich, „obgleich dadurch manche schmerzliche, kaum vernarbte Wunde neu wieder aufgerissen werden wird.

„So hören Sie denn meine Geschichte, die an und für sich wohl sehr alltäglich sein mag, für mich aber dennoch sehr traurig ist.

„Aus dem, was ich Ihnen über meine Kinderzeit sagte, können Sie leicht schließen, daß wichtige Ereignisse von derselben nicht zu erwarten sind. Mein Leben floß still und gleichmäßig hin, und umgeben von der Liebe und Sorgfalt meiner Eltern, war meine Kindheit, ich darf es wohl sagen, so glücklich wie nur immer möglich. Ich wüßte aus derselben nicht einen hervorstechenden Punkt zu erwähnen, ausgenommen

etwa, daß nachbarliche Verhältnisse mich in die freundschaftliche und vertraute Berührung, wie sie unter Kindern so häufig gefunden wird, zu dem Sohne eines Kaufmannes brachten, der in unserem Städtchen für einen bedeutenden Handelsmann galt und deshalb zu den Honoratioren gerechnet wurde, obgleich er im Grunde genommen nichts als ein unbedeutender Krämer war.

„Der Sohn dieses Kaufmanns — Arthur war sein Name — ist auf eine traurige Weise in mein Schicksal verflochten."

„Aha!" sagte Edmund, allein die Aeußerung war ihm zu unbedacht und unbewußt entschlüpft, als daß er dadurch irgend einen bestimmten Gedanken auszudrücken beabsichtigt hätte.

Agathe sah ihn verwundert an, und sagte dann, indem ein schmerzliches Lächeln ihre Lippen umspielte:

„Ich errathe Ihre Gedanken, mein Freund, allein Sie werden später einsehen lernen, daß Sie sowohl ihm als mir Unrecht gethan haben."

„Agathe," stammelte Edmund beschämt, „ich gebe Ihnen die heilige Versicherung daß mein unwillkürlicher Ausruf gar nichts bedeuten sollte —!"

„Still!" sagte sie, und erhob drohend, doch lächelnd den Finger. „Suchen Sie nicht zu entschuldigen, was gar keiner Entschuldigug bedarf, denn ich

selbst finde Ihren Argwohn, wie ich die Welt kennen gelernt habe, ganz natürlich.“

Edmund öffnete die Lippen, um noch etwas zu seiner Entschuldigung zu sagen, allein er schloß sie sogleich wieder, zu schweigen.

Agathe fuhr nach dieser kurzen Unterbrechung fort.

„Mein kindisches Verhältniß zu Arthur war so, wie es unter ähnlichen Umständen wohl immer zu sein pflegt, das heißt, wir nannten uns in unseren Spielen gewöhnlich Braut und Bräutigam, mitunter auch wohl Mann und Frau, vielleicht sogar ohne uns bei diesen Unterschieden in der Bezeichnung irgend etwas zu denken. Von meiner Seite war dies nichts als kindische Spielerei, und es entstand dadurch keineswegs der Keim einstiger ernsterer Gefühle, wie dies bei dergleichen Tändeleien so oft der Fall sein soll. Leider kann ich dies in Beziehung auf Arthur nicht eben so wenig behaupten, und es ist über mein ganzes künftiges Leben ein düstrer Schleier gebreitet.

„So erreichte ich mein vierzehntes Jahr. Es war das verhängnißvolle Jahr **1830**. Der Sturm, der in der Hauptstadt ausbrach, verbreitete sich schnell über das ganze Reich. Unruhige Auftritte fanden auch in unserer sonst so ruhigen Gegend Statt. Mein Vater, ein alter Soldat der Kaiserzeit, war zwar kein-

persönlicher Anhänger oder Verehrer des regierenden Königshauses, allein er hatte ein so strenges Pflichtgefühl, daß er glaubte, an dem geschworenen Eide unbedingt festhalten zu müssen; dadurch kam er in Conflict mit der allgemeinen Meinung, die an der Loire dem König Karl X. keineswegs günstig war, und bei einem heftigen Zusammenstoß, der in einem Dorfe zwischen den Anhängern der beiden Parteien Statt fand, und bei dem die königlich Gesinnten, sehr in der Minderzahl, eine blutige Niederlage erlitten, bekam mein Vater an den Kopf einen so gefährlichen Schlag, daß er uns, auf den Tod verletzt, in das Haus gebracht wurde.

„Mein armer Vater war mit Verwundungen zu vertraut, als daß er sich über seinen Zustand nur einen Augenblick hätte täuschen können. — Kaum erholte er sich daher aus dem Zustande der Betäubung, in welchem er in sein Haus gebracht worden war, als er auch seine Sorge sein ließ, seine letztwilligen Anordnungen zu treffen. Ueber sein geringes Habe zu verfügen hielt er nicht für nöthig, da unsere Rechte in dieser Beziehung durch die Gesetze hinlänglich gesichert waren. Wohl aber fühlte er sich wegen unserer Zukunft besorgt, denn ob seine Witwe eine Pension bekommen würde, war unter den obwaltenden politischen Umständen höchst ungewiß, auf keinen Fall aber reichte

sie zu dem Lebensunterhalte für meine Mutter und mich hin. Deshalb strengte mein armer Vater seine letzten Kräfte an, um mit zitternder Hand einen Brief an jenen Gönner zu schreiben, dem er seine kleine Anstellung verdankte, und dessen Wohlwollen er seine Witwe, seine Waise, empfahl.

„Als er diese schwere Aufgabe erfüllt hatte, lächelte er uns freundlich zu, flüsterte: „Gottes Segen sei mit Euch, meine Lieben!“ und sank erschöpft zurück.

„Es waren seine letzten Worte. — Zwar lebte er noch beinahe vierundzwanzig Stunden, aber er kehrte nicht mehr zum Bewußtsein zurück!“

Agathe war durch die Erzählung von dem traurigen Tode ihres Vaters so angegriffen, daß sie nicht weiter zu sprechen vermochte, sondern stillweinend den Kopf in beide Hände barg.

Edmund ehrte ihren Schmerz, und saß schweigend da, erwartend, bis sie von selbst in ihrer Erzählung fortfahren würde.

7.

Ein Bal Champêtre.

Edmund war durch die Erzählung Agathens trübe gestimmt, als er nach Hause kam. Zu keiner ernsten Beschäftigung aufgelegt, ergriff er daher ein Buch; allein auch zu der ihm sonst so lieben Lectüre fehlte es ihm an Aufmerksamkeit.

Er fühlte das Bedürfniß, sich zu zerstreuen, doch wie? Er wußte dazu kein anderes Mittel, als eine Promenade, allein diese pflegt auch nicht eben zur Aufheiterung zu führen, wenn man sie in einer solchen Stimmung, wie seine gegenwärtige war, ganz allein unternehmen muß.

Er schwankte daher, ob er ausgehen sollte, oder nicht, und dachte dabei:

„Wären Hippolyt oder Camill jetzt in Paris, ich

glaube wahrhaftig, ich wäre im Stande sie aufzusuchen, und mich ihrer Führung an irgend einen der Orte zu überlassen, wo man ihrer Versicherung nach Lust und Freude zu finden gewiß ist. Ein Mal könnte ich mir die Sache doch ansehen, und finde ich nicht, was ich suche, nun, so zwingt mich ja nichts, wieder hinzugehen."

Kaum hatte er seinen Gedanken auf solche Weise Worte geliehen, als es an seine Thür klopfte, und noch ehe er herein gerufen, traten die beiden von ihm Genannten ein, ganz wie in der Fabel von dem Wolf.

„Nun, wie sieht es aus?" fragte Hippolyt nach der ersten Begrüßung, die von Seiten der beiden jungen Männer wahrhaft herzlich war, und von der Edmunds wenigstens minder zurückhaltend, als sonst, „wie sieht es aus? haben Sie Ihre strengen Cato-Ansichten noch immer nicht abgelegt?"

„Wie meinen Sie das?" entgegnete Edmund lächelnd. „Ich bin weit entfernt, mich für einen Cato zu halten."

„Verstellung, Dein Name ist Edmund Cavanis!" sagte Camill lachend. „Sie verstehen Hippolyts Anspielung recht gut, mein Theurer; damit Sie übrigens ganz im Klaren sind, will ich Ihnen nur gerade heraus sagen, daß wir kamen, um Sie zu bitten, uns das Vergnügen Ihrer Begleitung zu einem bal champêtre

zu machen, bei dem wir Sie unser Gast zu sein ersuchen."

„Ein bal champêtre?" sagte Emund, welcher nicht eingestehen mochte, daß er sich eben jetzt eine solche Einladung gewünscht hatte, „das muß ja, dem Titel nach, ein ganz unschuldiges Vergnügen sein!"

„Sehr unschuldig! Durchaus unschuldig!" versicherte Camill, indem er seinem Freunde Hippolyt verstohlen zublinzelte.

„Nun," sagte Edmund, ohne sich weiter bitten zu lassen, „damit Sie nicht glauben, daß ich niemals in Ihrer Gesellschaft einen solchen Ort besuchen will, nehme ich Ihre freundliche Einladung an, und gestehe Ihnen sogar offen, daß ich mich auf eine aufheiternde Zerstreuung freue, denn Sie finden mich in sehr trüber Stimmung."

„Nun, die soll Ihnen bald vertrieben werden," versicherte Hippolyt.

„So machen Sie sich zurecht," fügte Camill hinzu, „und dann lassen Sie uns gehen, — oder vielmehr fahren, — denn es ist eine halbe Tagereise bis an den Ort unserer Bestimmung."

Edmund war bald angekleidet und die drei jungen Männer machten sich auf den Weg.

Auf dem nächsten Stationsplatze stiegen sie in

4*

einen Fiaker, und Camill, der etwas mit dem Einsteigen zögerte, gebot dem Kutscher:

„Nach der Chaumière!“

Allein er ertheilte diesen Befehl mit so leiser Stimme, daß Edmund ihn nicht hören konnte, denn er fürchtete, daß unser Held, dessen mädchenhafte Schüchternheit und Tugend — wobei man freilich nicht an die Tugend der Pariser Mädchen denken darf — der Commis-Voyageur bei mehr als einer Gelegenheit kennen gelernt hatte, sich durch den Namen des verrufenen Ortes abschrecken lassen und wohl gar wieder umkehren möchte. Er hatte daher mit Hippolyt verabredet, daß sie Edmund nicht sagen wollten, wohin sie ihn führten, es dem Zufalle überlassend, ob er erfahren würde, wo er sich befände.

„Ist er einmal da,“ hatten die beiden Freunde zu einander gesagt, „dann wird es ihm hoffentlich gefallen und er uns nicht wieder ausreißen; sagten wir ihm aber, wo der bal champêtre ist, so brächten wir ihn am Ende gar nicht mit hin.“

Jeden andern Tag würde ihre Besorgniß wahrscheinlich begründet gewesen sein, heute indeß war Edmund, wie wir sahen, in anderer Stimmung, wie gewöhnlich, und würde ihnen daher gefolgt sein, hätte er auch gewußt, wohin es ging.

In der Zeit von gehöriger oder vielmehr ungehöriger Länge, welche ein Pariser Fiaker bedarf, um mit

seinen abgetriebenen Thieren eine längere Tour zurückzulegen, langten sie bei der Chaumière an.

Hippolyt und Camill nahmen Edmund in die Mitte, jeder auf einer Seite seinen Arm ergreifend.

Sie schienen ihn mit einer Art von Triumph an ihren Lieblings-Vergnügungsort einzuführen, an welchem sie, so oft sie sich während der Pausen zwischen ihren Geschäftsreisen in Paris aufhielten, Stammgäste waren.

Sie versprachen sich im Voraus ein großes Vergnügen von der staunenden Bewunderung, mit welcher der Neuling ihrer Meinung nach alle Herrlichkeiten dieses Tempels der Lust begrüßen mußte.

Und Staunen malte sich allerdings in den Blicken Edmunds, allein es war weit mehr das der Ver- als Bewunderung.

Der Ort selbst machte anfangs einen ganz freundlichen Eindruck auf ihn; auch hob sich seine Brust freudig bei dem ersten Anblicke der lustig und lebendig hin- und herwogenden Menge. Allein dieser freudige Eindruck verschwand allmählig immer mehr und mehr, wie er die Details dieser Fröhlichkeit näher in das Auge faßte; wie er die dreisten, freien, oft frechen Blicke der meisten Frauenzimmer auf sich haften sah, denn als eine neue Erscheinung erweckte er um so mehr die allge-

meine Aufmerksamkeit, da er sich in Begleitung zweier Gäste zeigte, die allgemein bekannt waren.

Es verwirrte ihn, so der Gegenstand der Neugier zu sein, allein bald faßte er sich, indem er daran dachte, daß er den Wunsch gehegt hatte, einmal einen solchen Ort kennen zu lernen, und er beschloß daher, geduldig auszuharren und sich durch Beobachtung zu zerstreuen, wo möglich aufzuheitern, und wenn es irgend gehen wollte, in die allgemeine Lustigkeit mit einzustimmen.

„Einmal ist nicht immer!“ dachte er bei sich. „Es würde aber undankbar sein, wollte ich durch sauertöpfisches Wesen meinen Begleitern die Freude verderben, die sie ganz offenbar darüber empfinden, mich einmal überredet zu haben. Ohne Zweifel bilden sie sich ein, mich zum Proselyten machen zu können; darin sollen sie sich nun freilich geirrt haben, allein ich kann ihnen ja die Hoffnung lassen.“

Hippolyt und Camill wurden von allen Seiten, wie alte, gerngesehene Bekannte freudig begrüßt. Viele der Frauenzimmer, die meistens jung und hübsch waren, wie Edmund sich gestehen mußte, nickten ihnen vertraulich zu; eines der Mädchen hing sich sogar dreist an Hippolyts Arm, und sagte mit einem wohlwollenden Blicke auf Edmund deutend:

„Wen bringst Du uns denn da, Freund Hippolyt?“

„Einen Freund,“ entgegnete Hippolyt, „der noch

nicht lange in Paris ist, und den Du mit Liebe behandeln mußt, Chonchon; hörst Du wohl?“

„An mir soll's nicht liegen, wenn uns nicht bald der Freundschaft und der Liebe süßes Band umschlingt!“ entgegnete das Mädchen lachend, und schoß einige herausfordernde und sehr verständliche Blicke als Liebespfeile auf Edmund ab. Dabei ließ sie es jedoch nicht bewenden, sondern Edmund dreist anredend, sagte sie:

„Ich habe ein sehr gefühlvolles Herz, und thue namentlich Fremden Alles zu Liebe, um ihnen den Aufenthalt in Paris angenehm zu machen, — wie mir Ihr Freund, mein schöner junger Herr, bezeugen wird.“

„Mit Freuden,“ sagte Hippolyt, „besonders wenn man durch den Magen an das Gefühl dieses Herzens appellirt!“

„Spötter!“ schalt Chonchon; doch es war ihr mit ihrem Zorne nicht Ernst, denn sogleich rief sie zu Camill hinüber:

„Nun, wie sieht es aus? giebst Du heute wieder eine Bowle zum Besten?“

„Versteht sich,“ sagte Camill, „das heißt, wenn Du versprichst, Dir wieder einen kleinen Rausch anzutrinken, wie das letzte Mal, und dann wieder so tolle Streiche anzugeben.“

„Der Rausch kommt von selbst,“ entgegnete lachend Chonchon, „wenn nur der Boden der Bowle nicht

zu nahe ist; und hat sich der Rausch einmal gefunden, dann bleiben die tollen Streiche nicht aus, darauf kannst Du Dich verlassen!“

Edmund schauderte vor der Frechheit einer solchen Sprache bei der Jugend dieses Mädchens, das höchstens neunzehn Jahre alt sein mochte, aber dennoch schon die ersten Spuren des Verblühens zeigte. Er fühlte sich deshalb wahrhaft erleichtert, als sie bei den ersten Klängen der jetzt ertönenden Musik Hippolyts Arm losließ, und davon eilte, indem sie rief:

„Ich bin engagirt! — Auf Wiedersehen — und die Bowle nicht zu vergessen!“

Noch warf sie Edmund eine Kußhand zu und hing sich dann an den Arm ihres Tänzers, der ihr, sie suchend, entgegenkam.

„Sehen wir dem Tanze zu, oder genießen wir erst etwas?“ fragte Camill, als Chonchon verschwunden war.

Edmund konnte sich bei der Entscheidung dieser Frage keine Stimme anmaßen, und schwieg daher; Hippolyt dagegen erwiderte:

„Der Tanz wird später interessanter, auch verspüre ich bedeutenden Durst; ich stimme daher für den Genuß des Magens. Und Sie, Freund Edmund?“ fragte er diesen.

„Ich überlasse mich ganz Ihrer Führung," entgegnete dieser.

„Nun, so suchen wir ein hübsches Plätzchen auf, und verzehren da in aller Gemüthlichkeit und Ruhe ein Fläschchen guten Wein!" entschied Hippolyt.

Allein zu suchen hatte er nicht nöthig, denn ihm war jedes Plätzchen in diesen Räumen genau bekannt. Er bezeichnete daher einem vorbeieilenden Kellner den Ort, an den er die bestellten Erfrischungen bringen sollte, und schritt, Edmund den Weg zeigend, dahin voran.

Es war wirklich ein trautes Plätzchen: Eine dunkle Laube in der entferntesten Ecke des geräumigen Gartens, still und einsam; die Klänge der Musik tönten wie aus weiter Ferne herüber; ein nahes Blumenbeet hauchte würzige Wohlgerüche aus, und Edmund fühlte sich hier ganz behaglich. Er fragte sich staunend, ob er denn wirklich an einem solchen Orte sei, und wäre nicht dann und wann ein einzelnes Pärchen in zärtlicher Umschlingung an der Laube vorübergekommen, so würde er die Frage schwerlich bejahend beantwortet haben.

Hippolyt hatte übrigens nicht ohne Absicht für die Collation gestimmt, und dazu dieses einsame Plätzchen gewählt; denn da er Edmunds Scheu kannte, wollte er denselben allmählig an die Freuden seines

Elysiums gewöhnen, ihn auch durch den Wein für dieselben empfänglicher stimmen, und das gelang ihm auch wenigstens in so weit, als Edmund die trübe Laune wirklich ablegte, und nicht mehr, wie bisher, nur seinem ernsten Willen dazu gehorchend. Gingen indeß die Verführungspläne der beiden Jünger des Merkur weiter, so hatten sie sich verrechnet.

Edmund dankte seiner ersten Jugenderziehung zu feste Grundsätze, als daß dieselben so leicht zu erschüttern gewesen wären.

„Ich dächte," sagte Camill, als die dritte Flasche geleert war, „jetzt mischten wir uns wieder unter die Gesellschaft, und sähen dem Tanze zu."

„Ich denke dabei keine bloße Zuschauerrolle zu spielen," sagte Hippolyt. „Du weißt, daß ich selbst sehr gern tanze. — Und Sie, Freund Edmund?" fragte er diesen.

„Ich kann leider nicht tanzen," entgegnete Edmund, „und muß daher auf dieses Vergnügen verzichten."

Er that, als bedaure er dies, war aber im Grunde froh über diesen triftigen Vorwand.

„Schade!" sagte Hippolyt. „Uebrigens werden Sie es hoffentlich nicht übel nehmen, wenn Camill und ich Sie zuweilen verlassen, um einen Tanz mitzumachen."

„Geniren Sie sich ja nicht!" bat Edmund. „Ich

werde mich als Zuschauer wahrscheinlich besser amüsiren, wie als Mittänzer.“

„Das ist leicht möglich,“ lachte Camill, „denn so sehen Sie selbst in der großen Oper nicht tanzen, wie hier.“

Edmund hatte bald Gelegenheit, sich von der Wahrheit zu überzeugen, als der berüchtigte Cancan an die Reihe kam, und die Röthe der Schaam und des Unwillens auf den Wangen, das Geschlecht, das er so hoch verehrte, in so schaamloser Entwürdigung zu erblicken, wendete er sich ab von diesem Bilde zügelloser Frechheit, das selbst für die gestählten Nerven der Pariser Polizeimänner oft zu viel wird, so daß sie sich veranlaßt sehen, einzuschreiten.

Edmund fühlte sich bis in das Innerste empört, und enteilte dem widerlichen Schauspiele in die menschenleersten Tiefen des Gartens.

Er würde den Ort ganz geflohen sein, und seine Freunde im Stiche gelassen haben, hätte er sich nicht selbst das Versprechen gegeben gehabt, bis zum Ende auszuharren, um doch endlich einen Begriff von der Lust und Freude zu finden, welche seine beiden sogenannten Freunde ihm fortwährend mit solchem Enthusiasmus geschildert hatten.

Indeß kostete es ihm einen wahren Entschluß, wieder in das Gewühl der immer lärmender werdenden

Menschenmenge zurückzukehren, und er vermochte dies erst, als die verstummende Musik ihm das Ende des Tanzes verkündete.

Als er sich dem Ballsaale näherte, dessen Decke das blaue Gewölbe des klaren, wolkenlosen Himmels war, hing sich ganz unerwartet Chonchon an seinen Arm.

„Nun, mein schöner Franklin," fragte sie ihn, „haben Sie mich tanzen sehen?"

Und es schien, als wollte sie ihn durch diese Frage zu Aeußerungen der Bewunderung anfeuern, denn sie that sich wirklich etwas darauf zu Gute, eine der berühmtesten Cancan-Tänzerinnen zu sein.

In der That war auch gerade sie es gewesen, die durch die Keckheit, die alles Maaß überschreitende Ausgelassenheit ihrer Bewegungen, Edmund am meisten empört hatte; er mußte sich daher gewaltig zusammennehmen, um sie nicht mit unverhehlt ausgesprochener Verachtung von sich zu stoßen. Indeß bezwang er sich doch so weit, ihren Arm mit ziemlicher Sanftmuth aus dem seinigen loszumachen, und ihr zu entgegnen:

„Ich verstehe mich nicht auf dergleichen Tänze, habe auch überdies von dem, der eben aufgeführt wurde, kaum etwas gesehen. — Doch verzeihen Sie, ich muß meinen Freund aufsuchen!"

„Da ist er," entgegnete Chonchon, indem sie sich

ganz ungenirt wieder an den Arm des jungen Mannes hing, dessen Eroberung sie sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, was übrigens leicht begreiflich ist, da Edmund wirklich ein ausgezeichnet hübscher Mann und überdies das Bild der blühendsten Gesundheit war.

Zugleich zog sie ihn zu Camill hin, der in geringer Entfernung in einem eifrigen Gespräche mit einigen jungen Männern stand.

Als Edmund, Chonchon widerstandlos folgend, zu ihm herantrat, stellte Camill ihm seine Freunde vor, und diese begrüßten ihn sehr freundlich. Bald sah er sich in ihren Kreis gezogen, und er war darüber in einer Beziehung froh, da er dadurch der Gesellschaft Chonchons entledigt wurde, die verdrießlich darüber, ihm kein Wort abgewinnen zu können, seinen Arm losließ, Camill so laut in das Ohr flüsterte, daß Edmund es hören mußte: „Dein Freund ist ein wahrer Provinzbär; es wird Mühe kosten, ihn zuzustutzen!“ und dann lustig dem eben wieder beginnenden Tanze zuhüpfte.

Unter ähnlichen peinlichen Gefühlen und unangenehmen Eindrücken brachte Edmund den ganzen Abend und einen Theil der Nacht zu. Mehrmals fühlte er sich versucht, die Flucht zu ergreifen, und ohne Abschied von seinen gastlichen Freunden, die nicht wußten, mit was sie ihn tractiren sollten, davon zu gehen. Er blieb

indeß seinem ersten Entschlusse, auszuharren, getreu, obgleich beinahe Alles, was er hier sah und hörte, ihn anekelte, ihn empörte, oder sein sittliches Gefühl tief verletzte.

Indeß fragte er sich mehrmals, und mit stets wachsendem Staunen, wie es nur möglich sei, daß vernünftige Wesen, Menschen, die sich rühmten, die Wohlthaten der Civilisation genossen zu haben und den gebildeten Ständen anzugehören, an solchen Zerstreuungen Vergnügen, ja sogar ihren höchsten Genuß darin finden könnten.

Hatte er sich indeß früher schon unangenehm berührt gefunden, so war dies vollends der Fall, als auf die wiederholte Anregung Chonchons die früher erwähnte Bowle gebracht wurde, ein riesenmäßiges Gefäß, um das außer seinen beiden Freunden auch noch einige von deren Bekannten in bunter Reihe Platz nahmen, und die Gluthströme des Punsches bald alle Schranken niederrissen.

Die „tollen Streiche", die Chonchon als die natürliche Folge ihres Rausches in Aussicht gestellt hatte, zögerten gar nicht lange, sich bemerkbar zu machen, allein während der ganze Kreis darüber lachte, fühlte sich Edmund um so unangenehmer berührt, als das Mädchen offenbar entschlossen schien, die Eroberung seiner,

die sie sich vorgenommen hatte, die er ihr aber so hartnäckig erschwerte, im Sturme zu vollenden.

Sie legte bei den wiederholten Angriffen auf ihn zuletzt alle Zurückhaltung und Schaam ab; doch während der ganze Kreis der Rauschgenossen darüber mehrmals in wieherndes Gelächter ausbrach und ihr jubelnd Beifall zollte, fühlte sich Edmund außer Stande, dergleichen länger auszuhalten.

Er benutzte daher die erste sich darbietende Gelegenheit, sich — freilich mit Instichlassung seines Hutes — davon zu schleichen, sprang in den nächsten Fiaker und fuhr nach Hause.

Als er dort anlangte, gelobte er sich, diese Seiten des Pariser Lebens nie wieder aus eigener Anschauung kennen zu lernen, damit es ihm leichter werde, diesen Entschluß auszuführen, zugleich aber auch jeden Umgang mit seinen Freunden Camill und Hippolyt abzubrechen.

8.

Fortsetzung von Agathens Jugendgeschichte.

Als Agathe sich von dem Schmerze, den die Erinnerung an den plötzlichen Verlust ihres Vaters ihr erweckte, erholt hatte, fuhr sie, ohne erst Edmunds Aufforderung dazu abzuwarten, in ihrer Erzählung fort:

„Erlassen Sie es mir, Ihnen den Schmerz, die Verzweiflung, die Rathlosigkeit zu schildern, in die meine arme Mutter stürzte, als sie sich so unerwartet und durch ein so furchtbares Ereigniß, ihrer Stütze, ihres Rathgebers und Führers beraubt sah. Während ihres ganzen Lebens daran gewöhnt, im Großen wie im Kleinen blindlings dem Willen oder den Rathschlägen ihres Mannes zu folgen, dessen Ueberlegenheit in allen Dingen sie willig anerkannte, wußte meine Mutter, mit

einem Male auf sich selbst und ihre eigenen Kräfte verwiesen, sich durchaus nicht zu rathen und zu helfen. Weinend und händeringend ging sie im Hause umher, fing tausenderlei Dinge an, ohne Eines zu beendigen, nahm bald das, bald jenes in die Hand, und legte es dann unbenutzt wieder weg, indem sie es verwundert ansah, als fragte sie sich selbst, was sie denn nur eigentlich damit gewollt hätte.

„Durch diese, an Geisteszerrüttung grenzende Schwäche und Verzweiflung meiner armen Mutter würden unsere Angelegenheiten wahrscheinlich sehr gelitten haben, hätte sich nicht Arthurs Vater meiner Mutter kräftig angenommen, während Arthur selbst, um zwei Jahr älter als ich, Alles aufbot, um mich zu trösten. Dies gelang ihm auch bald so gut, daß ich meiner Mutter eine Stütze wurde, und beinahe ausschließlich unsere kleine Wirthschaft besorgte, in der sie Alles hatte drunter und drüber gehen lassen, indem sie sich in ihrer andauernden Verzweiflung entweder um nichts bekümmerte, oder Alles verkehrt anfaßte.

„Ein Glück für sie und mich war es indeß, daß wir unserer traurigen Lage schon binnen kurzer Zeit entrissen wurden, denn ich zweifle kaum, daß die gezwungene Selbstständigkeit meiner Mutter in dem abgeschlossenen Wirkungskreise ihres bisherigen häuslichen Lebens sie des Verstandes ganz beraubt haben würde;

gab es doch ohnehin schon Augenblicke, in denen es mir vorkam, daß sie ihrer geistigen Fähigkeiten nicht mehr vollkommen Herrin sei.

„Arthurs Vater hatte den Brief, den mein sterbender Vater in den letzten Augenblicken des Bewußtseins an seinen hohen Gönner geschrieben, meine Mutter aber in der Betäubung ihres Schmerzes achtlos bei Seite geworfen hatte, gefunden, und sogleich an seine Adresse nach Paris befördert.

„Die Antwort ließ nicht auf sich warten, und fiel günstiger aus, als wir dies hätten hoffen dürfen. Sie war von der Gemahlin eines hohen Gönners, die in den freundlichsten Ausdrücken schrieb, sie hätte von ihrem Gatten den angenehmen Auftrag erhalten, für uns Sorge zu tragen, und es freue sie aufrichtig, etwas für die Frau und die Tochter eines Mannes thun zu können, dessen Namen ihr Gemahl oft mit eben so viel Achtung als Dankbarkeit gegen sie erwähnt hätte. Sie forderte uns dann auf, unverzüglich zu ihr nach Paris zu kommen, wo sie meiner Mutter in ihrem Hause eine angemessene Stellung und Beschäftigung zusicherte, während sie zugleich für meine Ausbildung zu sorgen versprach.

„Meine Mutter betrachtete das Anerbieten, welches die Frau von Duvernier — so hieß der Wohlthäter meines Vaters — ihr machte, als ein großes

Glück, und als solches erschien es in unserer damaligen Lage, und besonders bei der Gemüthsstimmung meiner unglücklichen Mutter, auch mir, während es die Quelle unsäglichen Elends für mich werden sollte! — So wenig ist der Mensch oft befähigt, sein Glück oder sein Unglück in ihrem ersten Keime zu ersticken!“

Wieder mußte Agathe, ergriffen von der Erinnerung an die Vergangenheit und den Ausgangspunkt all' ihres Kummers, eine Pause machen. Thränen stürzten aus ihren Augen; sie stand auf und ging mehrmals im Zimmer auf und nieder, um sich zu sammeln.

Als ihr dies nach einiger Zeit gelungen war, setzte sie sich wieder an Edmunds Seite und fuhr in ihrer Erzählung fort:

„Meine Mutter ließ sogleich durch Arthurs Vater der Frau von Duvernier anzeigen, daß sie mit dem tiefgefühltesten Danke das großmüthige Anerbieten annähme und sobald als die Ordnung ihrer Angelegenheiten es erlaube, mit mir nach Paris abreisen würde.

„Dazu war nicht viel Zeit erforderlich. Unser geringes Habe wurde unter der Leitung von Arthurs Vater, der sich unser fortwährend ebenso uneigennützig als thätig annahm, möglichst vortheilhaft verkauft, und schon nach vierzehn Tagen waren wir reisefertig.

„Als der Augenblick des Scheidens herannahte, war Arthur wie außer sich; er schwur, daß er die Trennung von mir nicht überleben könne, und daß er mir entweder bald folgen oder sterben müsse.

„Ich empfand zwar auch ein wehmüthiges Gefühl, als ich Arthur für lange Zeit, vielleicht für immer, Lebewohl sagen sollte; allein meine Empfindungen waren weit entfernt von der leidenschaftlichen Heftigkeit, mit der sie sich bei ihm äußerten. Mich fesselte eine milde Freundschaft an den Gespielen meiner Jugend, er dagegen wurde durch die glühendste Liebe zu mir hingezogen. Im Augenblicke des Scheidens gestand er sie mir in Gegenwart meiner Mutter, und flehte um meine Gegenliebe.

„Ich gestand ihm offen, daß ich ihm diese nicht gewähren könne, und daß mein Herz nur schwesterliche Zuneigung für ihn empfände. Da äußerte sein Schmerz sich auf so milde Art, da bat er so flehend, ihm wenigstens nicht alle Hoffnung zu rauben, ich würde seine Liebe einst noch erwiedern, daß ich ihm gerührt, und um ihm wenigstens einen Trost zurückzulassen, freundlich die Hand reichte und lächelnd sagte:

„Nun, so hoffen Sie, lieber Arthur; vor allen Dingen aber geben Sie sich nicht der Verzweiflung hin!“ —

„Er ergriff meine Hand, bedeckte sie mit Küssen,

dankte mir mit den glühendsten Worten, und fügte dann hinzu, daß er bald bei mir in Paris sein würde. Ich aber war froh, als ich endlich im Wagen saß, und mich von seinen leidenschaftlichen Liebesäußerungen befreit sah.

„Ohne Unfall erreichten wir Paris, wo wir in dem Hause des Herrn von Duvernier die freundlichste Aufnahme fanden. Meiner Mutter ward eine Beschäftigung zugewiesen, der ihre Kräfte vollkommen gewachsen waren, und meiner nahm die Frau von Duvernier sich besonders dadurch an, daß sie mich in feinen weiblichen Arbeiten unterrichten ließ, denn diese, sagte sie sehr richtig, wären für ein Mädchen meines Standes nützlicher, wichtiger und nothwendiger, als die sogenannte moderne Bildung, durch welche die meisten Mädchen der mittlern und niedern Classen der Gesellschaft nur über- oder verbildet und dadurch unglücklich gemacht würden, da sie auf diesem Wege nie die Mittel erlangten, eine Selbstständigkeit zu erringen, die sie vor Noth zu bewahren vermöchte.

„Wie dankbar muß ich die Richtigkeit der Ansichten dieser edlen Frau anerkennen, denn dadurch ist es mir möglich, mit einer Gemächlichkeit zu leben, welche nur wenigen Mädchen meines Alters und meines Standes gewährt ist, die lediglich auf ihre eigenen Kräfte, auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen sind.

„Die erste Zeit unseres Aufenthaltes in dem Duvernier'schen Hause verlebten wir sehr glücklich. Mit dem Herrn vom Hause, der uns gleich bei unserer Ankunft seines Wohlwollens versicherte, im Uebrigen aber lediglich an seine Gemahlin wies, kamen wir nur äußerst selten in Berührung, und mit dem einzigen Sohne vom Hause gar nicht. — Ach, wäre es immer so geblieben!

„Als ich nach Paris kam, war ich noch ein bloßes Kind, und folglich der Aufmerksamkeit dieses jungen Herrn nicht werth, der durch seine wüste Aufführung seinen braven Eltern viel Kummer machte, dennoch aber von ihnen, als das einzige Kind, welches ihnen von einer zahlreichen Familie übrig geblieben war, mit der nachsichtsvollsten Schwäche behandelt wurde.

„Doch, ich blieb nicht Kind, und wie ich allmählig heranwuchs, gönnte mir der junge Duvernier erst zuweilen, dann öfter, einen Blick, ein freundliches Lächeln, bis es zuletzt soweit kam, daß er mich mit seinen Liebesanträgen verfolgte.

„Ich wich ihm aus, wo ich nur wußte und konnte, und war es nicht möglich, so behandelte ich ihn mit einer strengen Kälte, jener ernsten Würde, die einem tugendhaften Mädchen solchen entehrenden Anträgen gegenüber geziemen, wenn sie leider ohne einen männ-

lichen Beschützer ist, durch dessen Hilfe sie sich Ruhe vor lästigen Verfolgungen verschaffen kann.

„Doch meine Zurückhaltung nützte mir nichts, und da ich leider glauben mußte, daß es von keinem Erfolge sein würde, wenn ich bei seinem Vater oder seiner Mutter Klage führte, dachte ich daran, das Haus, das mir seit Jahren ein schützendes Obdach gewährte, zu verlassen. Meine Mutter, der ich aus den Verfolgungen unseres jungen Herrn von allem Anfange kein Geheimniß gemacht hatte, stimmte vollkommen mit mir überein, und wir beschlossen, in aller Stille ein sicheres und anständiges Asyl zu suchen.

„Noch war es uns nicht gelungen, ein solches ausfindig zu machen, als der junge Herr eines Tages zudringlicher wurde denn je; als er aber so weit gehen wollte, mich mit Gewalt zu küssen, da stieß ich ihn in voller Entrüstung zurück, indem ich rief:

„Sie sollten sich des Namens schämen, den Sie tragen, und dem Ihr Benehmen wahrlich nur Schande macht!“

„Ich dachte, indem ich so sprach, an seinen Familiennamen, er aber hielt meine Worte für eine Anspielung auf seinen sonderbaren Taufnamen, oder that wenigstens, als wenn er sie dafür hielte, und rief lachend:

„Närrin, denkst Du, daß der Name Cid nicht

eben so einen unüberwindlichen Sieger auf dem Felde der Liebe wie auf dem des Kampfes bedeutet?“

„Wie!“ rief Edmund verwundert, „Cid nannten Sie ihn?“

„Allerdings war dies der auffallende Name, den der junge Duvernier trug. Sollten Sie ihn zufällig kennen?“

„Allerdings kenne ich ihn,“ entgegnete Edmund, „und erst unlängst erzählte ich Ihnen von ihm, freilich nur des Ereignisses erwähnend, und nicht auch seines Namens.“

„Wie?“ fragte Agathe gespannt, „sollte etwa er es sein —?“

„Mit dem ich das Duell hatte, das ich Ihnen erzählte? Wollten Sie das etwa sagen?“

„Gewiß!“

„Nun, dann haben Sie es errathen! — Ja, es war dieser bramarbasirende Cid, dem ich eine kleine Lektion beibrachte, dessen Familienname mir indeß bisher vollkommen fremd war.“

„O, wie danke ich Ihnen, mein Freund,“ sagte Agathe warm, „daß Sie wenigstens zum Theil eine gerechte Rache geübt haben.“

„Eine Rache? Wofür? Ich verstehe Sie nicht!“ sagte Edmund.

„Sie werden mich bald verstehen lernen; hören Sie nur weiter.“

Und Agathe fuhr abermals in der Erzählung ihrer Lebensgeschichte fort:

„Nach dieser prahlerischen Anspielung auf die Bedeutung seines Namens versuchte er abermals, mich mit seinen Armen zu umschlingen, und seiner überlegenen Kraft gelang es in der That, mich so lange fest zu halten, als erforderlich war, mir einen Kuß zu geben; doch trafen seine Lippen nur meine Backe, denn den Mund hatte ich seiner unlautern Berührung durch eine schnelle Wendung glücklich entzogen.

„Kaum aber hatte er diesen unwürdigen Frevel an einem schwachen, hilflosen Mädchen geübt, als ich mich von ihm losriß, und in der ersten Regung des Zornes mit ganzer Kraft einen Streich auf seine linke Wange führte.

„Da sprang er wüthend auf mich zu, packte mich bei beiden Handgelenken, drückte mich, daß ich glaubte, er würde mir die Knochen zerquetschen, und sah mich einige Sekunden, ohne eine Sylbe zu sprechen, mit einem Blicke an, aus welchem so unheimliche Wuth funkelte, daß mich ein eiskalter Schauer überlief.

„Dann sagte er mit heiserer Stimme, und indem ihm der Schaum vor dem Munde stand: „Freche

Spröde, Du sollst dennoch mein sein, hörst Du, mein, und solltest Du Dich auch winden, wie ein Wurm.“

„Als er diese Worte gesprochen hatte, stieß er mich mit solcher Heftigkeit von sich, daß ich beinahe zu Boden gefallen wäre, und stürzte zum Zimmer hinaus.

„Betäubt, meiner selbst kaum mächtig, wankte ich fort, zu meiner Mutter, der ich unter einem Strome von Thränen den ganzen so eben erlebten Auftritt schilderte.

„Sie weinte mit mir, und als sie sich etwas gesammelt hatte, sagte sie mit mehr Kraft und Entschlossenheit, als ich noch je zuvor an ihr bemerkt hatte: „Jetzt mußt Du jedenfalls fort aus diesem Hause, meine Agathe, fort, je eher je lieber, selbst dem ungewissen Zufalle entgegen, sollte es uns nicht glücken, irgend eine sichere und anständige Zufluchtsstätte für Dich zu finden, mein Kind.“

„Ja, Mutter, ja, Du hast Recht,“ sagte ich, mich innig an sie schmiegend, „und lieber will ich in den niedrigsten und mühevollsten Dienst eintreten, als noch länger in diesem Hause bleiben, in welchem ich nach der fürchterlichen Drohung dieses unheimlichen Menschen keine ruhige Minute mehr haben könnte.“

„Nun, nun, beruhige Dich nur, mein geliebtes Kind,“ versuchte meine Mutter mich zu trösten, „Du wirst gerade nicht nöthig haben, in einen schweren

Dienst zu treten, es wird sich schon etwas Anderes finden."

„Zugleich nahm sie Hut und Tuch und ging aus. — Ich wünschte ihr von ganzem Herzen den besten Erfolg, doch ich fühlte mich zu schwach, um sie zu begleiten.

„Als ich nach der Entfernung meiner Mutter so allein dasaß, in meinem Kummer versunken, wurde leise die Thür geöffnet, und es trat Jemand herein. — Ich achtete nicht darauf. Plötzlich sagte eine mir bekannte, liebe Stimme mit dem herzlichsten Tone: „Guten Abend, meine liebe Agathe!"

„Ich blickte verwundert empor. Arthur stand vor mir. Er hätte in keinem günstigeren Augenblicke kommen können, um so freundlich empfangen zu werden, wie ich ihn empfing. Als ich in das bekannte, freundliche Gesicht sah, war es mir plötzlich, als ob ich nicht mehr so allein, so schutzlos sei, wie ich mich noch den Augenblick zuvor gefühlt hatte. Das gesuchte Asyl zeigte sich mir plötzlich, und indem ich freudig überrascht aufsprang, reichte ich ihm die Hand, und sagte mit dem Tone wahrer Herzlichkeit: „Willkommen, lieber Arthur!"

„Lieber Arthur! Bin ich Dir das wirklich, Agathe?" fragte er, sich das früher zugestandene Recht dieser vertraulichen Benennung auch jetzt noch anmaßend.

„Gewiß wird mir der Gespiele meiner Kindheit immer lieb und theuer sein," entgegnete ich, indem ich dem Sinne meiner Worte eine andere Deutung zu geben suchte, und erröthend zu Boden sah.

„Agathe!" sagte er mit dem Tone schmerzlichen Vorwurfes.

„Arthur!" entgegnete ich, und sah ihm offen in das Gesicht. Ich hätte ihn nie kränken mögen, am allerwenigsten aber in dem Augenblicke, wo sein unerwartetes Erscheinen mir ein wirklich wohlthuendes Gefühl bereitet hatte.

„Er ergriff meine Hand.

„Ich ließ sie ihm.

„Er zog mich leise zu sich.

„Ich folgte einem unerklärlichen Gefühle, ließ meinen Kopf an seine Brust sinken, und weinte bitterlich.

„Was ich in diesem Augenblicke dachte, fühlte, ich weiß es selbst nicht, ausgenommen, daß ich mir sagte, ich hätte jetzt einen Beschützer gegen die rohen Angriffe gefunden, denen ich mich von Seiten Eids Duvernier ausgesetzt fürchten mußte, und dies Gefühl that mir unendlich wohl.

„Arthur deutete es anders. Mußte er nicht, nach dem was er für mich empfand? Er zog mich fester an sich, erhob mein Gesicht zu dem seinigen, hauchte

mir einen Kuß auf die Stirn, und flüsterte: „Meine holde Braut!“

„Ich widersprach nicht, und so hatte ich mich denn stillschweigend, willenlos, beinahe bewußtlos, ihm zu eigen verlobt.

„Doch, als meine Mutter zurückkehrte, als er ihr sagte, was vorgefallen war und um ihren Segen bat; als ich sein Entzücken sah und die stille Glückseligkeit in den Augen meiner Mutter las, da gab ich auch laut und mit vollem Bewußtsein meine Einwilligung. Zwar empfand ich jetzt für Arthur noch eben so wenig Liebe, wie früher, allein ich glaubte, die schwesterliche Zuneigung, die ich für ihn hegte, würde, gepaart mit der Achtung, die ich seinem Charakter nicht versagen konnte, genügen, um das Glück unserer Ehe zu begründen. Und dann — zu meiner Beschämung muß ich es gestehen, mag der Gedanke, durch seine Werbung aus den peinlichen Verlegenheiten, in denen ich mich befand, befreit zu werden, wohl auch das Seinige mit dazu beigetragen haben, jeden Widerspruch von meiner Seite zu verbannen.

„Arthur erzählte uns hierauf, wie er seit unserer Abreise unablässig in seinen Vater gedrungen sei, ihm zu gestatten, in irgend einer Pariser Handlung eine Anstellung zu suchen, wie er ihm vorgestellt, daß dies auch für seine Ausbildung als Kaufmann sehr vortheil=

haft sein würde, wie aber sein Vater nie etwas davon hätte hören wollen, sich von ihm zu trennen, indem er ihm, wie in trüber Todesahnung stets geantwortet: „Warte nur noch kurze Zeit, und Du wirst vollkommen freier Herr Deiner Handlungen sein; Dich während der kurzen Zeit, die ich Deiner noch genießen werde, von mir zu lassen, dazu kann ich mich aber nicht entschließen.“

„Leider,“ so fuhr der gute Arthur fort, „sollten die Ahnungen meines Vaters nur zu bald in Erfüllung gehen. Er fing zuerst, etwa vor einem Jahre an zu kränkeln, wurde dann bettlägerig, und vor sechs Wochen habe ich ihn beerdigt. Er war vor seinem Tode noch um meine Mündigsprechung eingekommen, und sobald diese erfolgt und ich freier Herr meiner Handlungen und meines kleinen Vermögens war, eilte ich hierher, das lange gefühlte Sehnen meines Herzens endlich zu befriedigen, und in meine verödete Wirthschaft die treue, sorgsame Hausfrau einzuführen; und jetzt, da Sie einwilligen, dies zu werden, theure Agathe, fehlt zu meinem Glücke nichts mehr.

„Arthur drang hierauf in meine Mutter, sogleich mit ihm und mir in seine Heimath, die ja auch die unsrige war, zurückzukehren, allein meine Mutter stellte ihm vor, daß sie ihr Verhältniß zu Frau von Duvernier, die ihr stets eine sehr gütige und liebevolle Herrin

gewesen wäre und auch für mich so viel gethan hätte, nicht so plötzlich zerreißen dürfe, ohne im höchsten Grade undankbar zu erscheinen. Auf seine dringenden Bitten versprach sie ihm indeß, Frau von Duvernier um ihre sofortige Entlassung zu bitten, und als Grund dazu, seine Werbung um meine Hand anzuführen, auch, wenn es sein müßte, ihrem Gesuche mehr Nachdruck zu geben, daß sie ihrer Gebieterin ein offenes Geständniß von den Nachstellungen ablegte, denen ich mich von Seiten ihres Sohnes ausgesetzt sähe, und denen ich mich unter allen Umständen ohne Säumen zu entziehen fest entschlossen sei.

„Frau von Duvernier bewilligte indeß sehr freundlich das Entlassungsgesuch meiner Mutter, wünschte mir vom Herzen Glück zu der Aussicht, die sich mir eröffnete, und verlangte das Bleiben meiner Mutter nur noch so lange, als nöthig wäre, eine passende Nachfolgerin für sie zu finden, und derselben in gehöriger Ordnung Alles zu übergeben, was sie unter Händen gehabt hätte.

„Dieser Wunsch war zu billig, als daß sich dagegen nur das Geringste hätte einwenden lassen; Arthur fügte sich daher geduldig in diese kurze Zögerung, und reis'te immer voraus, da seine Geschäfte eine längere Abwesenheit vom Hause nicht gestatteten. Wir versprachen, ihm sobald als irgend möglich zu folgen, und

ich gab das Versprechen freudigen Herzens, denn mir graute vor jedem Tage, den ich noch länger unter einem Dache mit Eid Duvernier zubringen sollte, dessen Anblick, wenn ich ihm zufällig begegnete, oder ihn auch nur in der Ferne sah, ja dessen bloßer Name schon, mir wie ein ahnungsvolles Entsetzen einflößte.

„Die Anstellung meiner Mutter war zu vortheilhaft, als daß es nöthig gewesen wäre, lange nach einer Nachfolgerin für sie zu suchen. Es meldeten sich deren so viele, daß Frau von Duvernier die Wahl hatte, und als diese getroffen war, nahm die nöthige Ordnung und Uebergabe nur wenige Tage in Anspruch.

„Endlich war Alles abgemacht, und am nächstfolgenden Tage wollten wir abreisen; da erkrankte meine Mutter plötzlich so ernst, daß an die Reise nicht zu denken war. Als Frau von Duvernier von der Krankheit meiner Mutter hörte, gestattete sie ihr mit der größten Freundlichkeit, ihre gänzliche Genesung in dem Hause abzuwarten, und ließ sogleich ihren eigenen Arzt rufen, ihm die Behandlung meiner Mutter übertragend.

„Er schüttelte, sobald er ihren Zustand untersucht hatte, sogleich bedenklich den Kopf, traf seine Verordnungen, und sagte dann, daß namentlich die sorgsamste Pflege und Wartung erforderlich sein würde.

„Natürlich ließ ich mir das Recht dazu nicht neh-

men. Mehrere Tage und Nächte kam ich von dem Lager meiner Mutter beinahe nicht fort; dafür hatte ich aber auch die beglückende Beruhigung, daß nach dieser Zeit der Arzt die Gefahr für verschwunden erklärte, und nur noch die größte Schonung und Ruhe empfahl, weil ein Rückfall unfehlbar die gefährlichsten Folgen haben müßte.

„Die vielen Nachtwachen, noch mehr aber die fortwährende ängstliche Spannung, in der ich mich befunden, hatten meine Kräfte so erschöpft, daß mein Körper einiger Stunden Ruhe wahrhaft bedurfte. Ich nahm daher mit freudiger Bereitwilligkeit das Anerbieten einer Art von Oberschließerin an, die schon lange im Dienste der Familie stand, eine Nacht bei meiner Mutter zu wachen.

„Madame Lasalle — so hieß diese Frau — hatte sich früher oft unfreundlich gegen meine Mutter und mich gezeigt, und mir nie ein großes Vertrauen einzuflößen gewußt. Ich hatte mich daher auch früher immer scheu vor ihr zurückgezogen und sie so viel als möglich zu vermeiden gesucht. Seit der Krankheit meiner Mutter indeß zeigte sie sich so freundlich, sie that so viel zur Erleichterung meiner armen Mutter, daß meine frühere Scheu verschwand und ich mich ihr dankbar verpflichtet fühlte.

„Sie kam, wie während der vorigen Tage gewöhn-

lich, gegen Abend in das Krankenzimmer, erkundigte sich nach dem Befinden meiner Mutter, und erbot sich, statt meiner, bei derselben zu wachen. Die Tage zuvor hatte ich das Anerbieten immer freundlich, doch entschieden, abgelehnt, denn so lange noch Gefahr vorhanden war, und das kleinste Versehen die schlimmsten Folgen herbeiführen konnte, mochte ich diese Sorge keinem Fremden anvertrauen. Als sie indeß auch heute wieder, wo der Arzt die Gefahr für verschwunden erklärt hatte, sich erbot, die Nacht bei meiner Mutter zu wachen, nahm ich dies ohne Sträuben an, da ich, wie gesagt, selbst das dringende Bedürfniß einiger Stunden körperlicher Ruhe fühlte.

„Armes Kind,“ sagte Madame Lasalle sehr freundlich, und indem sie mir die Wangen streichelte, „wie angegriffen Sie aussehen! Wahrhaftig, Sie müßten ja zu Grunde gehen, wenn Sie das noch länger so fortsetzten! — Wie Ihre Hände zittern,“ fuhr sie fort, indem sie meine Hände ergriff. — „Wenn nur die übermäßige Anstrengung Ihrer Gesundheit nicht schadet, daß Sie sich am Ende legen müssen, wenn Ihre Mutter wieder wohl ist. — Sie sollten irgend ein Stärkungsmittel nehmen, um Ihre verlorenen Kräfte wiederherzustellen. — Warten Sie, was mir da einfällt! Da habe ich noch ein Fläschchen ganz vortrefflichen alten Wein. Er ist aus dem Keller der Herrschaft,

und ganz ausgezeichnet kräftigend, wie ich aus eigner Erfahrung weiß. Davon müssen Sie ein Gläschen trinken, ehe Sie sich schlafen legen.“

„Ich lehnte ihr Anerbieten ab, allein schon war sie zur Thür hinaus, und bald darauf kehrte sie mit einem Fläschchen und einem klein^e^n Glase zurück.

„So, mein liebes Kind,“ sagte sie, indem sie einschenkte, „nun trinken Sie das Gläschen aus. Es wird Ihnen gewiß sehr gut thun. Danach sollen Sie mir gewiß schlafen, wie ein Mehlsack, ohne sich nur ein einziges Mal umzudrehen, und wenn Sie morgen früh aufstehen, werden Sie Riesenkräfte haben, das sollen Sie einmal sehen!“

„Ich wollte anfangs nicht trinken, allein Madame Lasalle redete mir so freundlich zu, daß ich ihr endlich nachgab, und zwar um so mehr, da ich selbst fühlte, einer Stärkung allerdings zu bedürfen.

„Der Wein kam mir zwar sehr stark vor, schmeckte aber so lieblich, daß Madame Lasalle mich ohne große Mühe überredete, noch ein zweites Gläschen zu trinken.

„So, nun legen Sie sich aber auch nieder, mein liebes Kind,“ sagte sie dann, „und schlafen Sie getrost. Ich gebe Ihnen das Versprechen, daß ich kein Auge zuthun werde.“

„Ich folgte ihrer Aufforderung um so williger,

da ich mich in der That ganz erschöpft fühlte, und die Augen noch kaum aufzuhalten vermochte.

„Ich ging in meine Schlafkammer, die an das Krankenzimmer meiner Mutter stieß, und Madame Lasalle half freundlich mich entkleiden und zu Bett bringen. Dann ging sie zurück an das Lager meiner Mutter, die in einen erquickenden Schlaf versunken war. Sie wollte die Thür hinter sich schließen, ich bat sie aber, dieselbe offen zu lassen, damit ich es hören könnte, wenn etwa ja meine Mutter mich rufen sollte. Sie erfüllte meine Bitte, und gleich darauf schwand mein Bewußtsein.“

Agathe unterbrach sich hier in ihrer Erzählung, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und Edmund sah, wie die Thränenperlen unter ihren Fingern hervorquollen.

Sie weinte still vor sich hin.

„Ich ahne irgend ein schwarzes Verbrechen!“ sagte Edmund, indem er Agathens Hand ergriff und drückte.

Sie erwiederte den Druck nnd nickte stumm.

„Sie scheinen durch die Erinnerung an Das, was nun folgen muß, so erschüttert zu sein, theure Agathe,“ sagte Edmund, „daß ich Sie lieber bitten möchte, den Schluß Ihrer Erzählung auf ein ander Mal zu verschieben.“

„Sie kommen meinem Wunsche zuvor,“ sagte

Agathe, indem sie ihre Hände von dem Gesichte herabsinken ließ, welches farblos erschien, und den Ausdruck des Schmerzes, des Kummers, den es für gewöhnlich trug, in stärkster Ausprägung zeigte.

„Wenn Sie mir nicht zürnen wollen," fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu, „muß ich Ihnen sogar gestehen, mein Freund, daß ich jetzt allein zu sein wünschte, um mich zu sammeln, denn die Rückerinnerung an jene Tage hat mich mehr angegriffen, als ich gedacht hätte."

„Wie können Sie glauben, daß ich diesen Wunsch, den ich so natürlich finde, übel nehmen könnte," sagte Edmund, nahm seinen Hut und ging, nachdem er durch einen Händedruck von Agathe Abschied genommen hatte.

9.

Der Privatsecretair.

Als Edmund seine Wohnung erreichte, und in sein bescheidenes Dachstübchen hinaufsteigen wollte, rief der Thürhüter ihn zurück, um ihm zu sagen, daß der General von Saint-Florent ihn bitten ließe, zu ihm zu kommen.

Edmund zögerte nicht, dieser Aufforderung sofort zu genügen.

Eine geheime Hoffnung hatte ihm gleich in dem ersten Augenblicke, als der General ihm die Ordnung von Lucians Angelegenheiten übertrug, gesagt, daß der alte Waffengefährte seines Vaters das Unrecht, das er ihm angethan hatte, erkennen und durch den ihm ertheilten Auftrag, der ihn durch ein ausgezeichnetes Vertrauen ehrte, wieder gut machen wollte. Zugleich sagte er sich aber auch, daß er dabei nicht würde stehen

bleiben. Er hatte sich deshalb auch schon darüber gewundert, daß der General sich bisher lediglich auf die Besprechung dessen beschränkte, was auf die Angelegenheiten Lucians Bezug hatte, und derer Edmunds mit keinem Worte erwähnte, keine einzige Frage danach an ihn richtete.

Als er nun jetzt wieder zu dem General berufen wurde, stieg augenblicklich, und lebhafter als je, die Hoffnung in ihm auf, daß der alte Waffenbruder seines Vaters jetzt endlich etwas zur Sicherung seiner Lage thun würde.

Bald sollte er seine Erwartungen in dieser Beziehung weit übertroffen finden.

Als er das Hôtel des Generals betrat, sagte ihm der Portier mit großer Höflichkeit, — ein untrügbar gutes Zeichen, wenn ein Geringer die Wohnung eines Vornehmen betritt, — daß er erwartet werde, und nur gradeswegs hinaufgehen möchte, wo er in dem Vorzimmer den Kammerdiener finden würde.

Dieser war eben so höflich, wie der Portier, verneigte sich sogar noch tiefer als dieser vor Edmund, und bat ihn, ihm zu folgen, da er nach dem ausdrücklichen Befehle des Herrn Generals nicht erst gemeldet zu werden brauchte.

Als Edmund in das Kabinet des Generals von Saint-Florent eingelassen wurde, fand er diesen in der

heitersten Stimmung von der Welt, denn der Anfall des Podagra war für dies Mal vorüber, und wenn der General die Füße noch umwickelt hatte, so war dies mehr Folge der Vorsicht, als der Nothwendigkeit. Er konnte sogar schon wieder ohne fremde Hilfe, selbst ohne Krückstock, im Zimmer umhergehen.

Als er Edmund eintreten sah, reichte er ihm die Hand, die dieser dreist ergriff und herzlich schüttelte.

„Seien Sie mir willkommen, mein lieber junger Freund," sagte der General, „und setzen Sie sich dorthin, denn ich habe Vieles und Wichtiges mit Ihnen zu sprechen."

Edmund folgte der Aufforderung des Generals, nahm demselben gegenüber Platz, und der alte Kriegsheld begann:

„Zuerst empfangen Sie meinen besten Dank für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie sich den unangenehmen Geschäften unterzogen haben, um deren Ordnung ich Sie bat, so wie für die Umsicht, mit der Sie diese Ordnung bewirkten."

„Herr General," entgegnete Edmund, „ich werde mir es stets zur Ehre und zum Vergnügen rechnen, Ihre Befehle zu vollziehen, doch hätte ich freilich diesmal gewünscht, daß eine weniger traurige Veranlassung dazu die Gelegenheit geboten."

„Glaub's Ihnen, glaub's Ihnen, mein junger

Freund," sagte der General; „doch lassen wir diesen trüben Gegenstand ein für alle Mal abgethan sein, und kommen wir zu Ihren Angelegenheiten, die ich als Waffengenosse Ihres wackeren Vaters allzulange vernachlässigt habe, wie ich gestehen muß."

Es entstand eine kurze Pause, während welcher Edmund mit hochklopfendem Herzen zu Boden sah.

„Haben Sie schon auf irgend eine Weise über sich und Ihre Zeit verfügt?" nahm der General das Wort.

„Noch nicht, Herr General," entgegnete Edmund. „Es wollte mir nicht gelingen, irgend eine Beschäftigung zu finden, die mir ein bescheidenes Stück Brot gewährte; um nicht müssig zu gehen, nahm ich einstweilen einen Posten an, der wohl geeignet ist, meine Kenntnisse zu erweitern. Da derselbe indeß mit keinem Gehalt verbunden ist und meine geringen Existenzmittel erschöpft sind, sehe ich mich genöthigt, Paris binnen einigen Tagen zu verlassen und der Aufforderung meiner Mutter zu folgen, die mich eingeladen hat, nach Hause zurückzukehren."

„Das darf nicht geschehen," sagte der General rasch

„Es muß sein," entgegnete Edmund, „und ich sollte eigentlich schon fort sein; allein ich zögerte, weil es, offen gestanden, meinem Gefühle widerstrebt, meiner

Mutter zur Last zu fallen, während ich die Pflicht erkenne und in mir die Kraft fühle, ihrem Alter eine Stütze zu werden, wenn das Glück mir dazu nur ein ganz klein wenig die Hand bieten wollte."

„Das ist brav gedacht, wie ich es von dem Sohne meines wackern Cavanis nicht anders erwarten konnte; und was die Frau Fortuna betrifft, so will ich deren Rolle übernehmen, wenn auch meine Hand dazu eigentlich nicht fein und zart genug ist."

„Herr General!" stammelte Edmund, verlegen zwar, doch auch frudig ergriffen, seine dunklen Hoffnungen der Verwirklichung nahe zu sehen. Und dabei stieg im Hintergrunde Agathens Bild hell und strahlend empor.

„Hören Sie denn, welche Vorschläge ich Ihnen zu machen habe," fuhr der General fort, „und sprechen Sie sich ganz offen darüber aus, ob Ihnen dieselben zusagen."

„Ich zweifele nicht, daß Alles, was Sie, Herr General, in der Person des Sohnes Ihrem verstorbenen Kampfgenossen bieten werden, diesem Sohne vollkommen annehmbar erscheinen wird; dennoch verspreche ich Ihnen, es mit der größten Offenheit zu sagen, sollte dies etwa, wenn auch vielleicht nur theilweis, nicht der Fall sein."

„Eine verständige und ehrliche Antwort," sagte der General. Dann fuhr er fort:

„Zunächst also: Würde es Ihnen unangenehm sein, mein Haus- und Tischgenosse zu werden?"

„Herr General!" sagte Edmund, und es lag in seinem Tone eben so viel Verwunderung als Vorwurf.

„Gut!" entgegnete der General lächelnd, indem er mit dem Kopfe nickte, „der erste Punkt wäre also abgemacht. — Nun kommt aber ein zweiter, der allerdings für einen jungen Mann Ihres Alters schwerer zu erfüllen ist, und zu dessen Annahme ich den guten Lucian gewiß um keinen Preis bewogen haben würde."

„Ich bebe vor keiner Bedingung zurück, so fürchterlich sie auch sein möge!" sagte Edmund, auf den Scherz des Generals eingehend.

„Ich mache Anspruch darauf, daß Sie einen großen Theil Ihrer Zeit mir widmen," fuhr der General fort, „namentlich wenn das Zipperlein mich zwickt, was leider weit öfter der Fall ist, als mir lieb sein kann. Dann müssen Sie mir vorlesen, eine Partie mit mir machen, kurz, mir Gesellschaft leisten, mich zu zerstreuen, aufzuheitern suchen."

„Das Alles wäre mir ein Vergnügen," entgegnete Edmund; „ich bitte, mich jetzt auch mit dem bekannt zu machen, was Ihrer vorher gemachten Aeußerung nach so schwer zu erfüllen ist."

„Schmeichler!“ sagte der General und drohte Edmund scherzend mit dem Finger; indeß konnte man wohl bemerken, daß er mit dessen Antwort im Grunde sehr zufrieden war.

Dann nahm er nach einer kurzen Pause wieder das Wort:

„Das wären im Allgemeinen, wenn ich noch die Führung meiner Correspondenz hinzufüge, Ihre sämmtlichen Pflichten; das Einzelne derselben kann freilich nicht so genau angegeben werden, sondern muß sich erst im Verlauf der Zeit und nach den Umständen zeigen.“

„Herr General,“ sagte Edmund lächelnd, „ich hätte in der That gewünscht, daß Sie meinen Kräften mehr zumuthen möchten. Sie legen mir so leichte Pflichten zur Erfüllung auf, daß ich fürchte, die, welche spätere Lebensverhältnisse unfehlbar mit sich bringen müssen, werden mir dann um so drückender erscheinen.“

„Beruhigen Sie sich darüber,“ sagte der General mit einem verschmitzten Lächeln; „das, was ich vorhin von den Einzelnheiten Ihrer Pflichten erwähnte, wird Sie vielleicht bald und mit Schrecken überzeugen, daß dieselben keineswegs so leicht zu erfüllen sind, als es Ihnen auf den ersten, flüchtigen Blick erschien. — Doch fahren wir in der Feststellung unseres gegenseitigen Verhältnisses fort. — Die Welt verlangt, daß

mit jeder Art Beschäftigung auch irgend ein Titel von zarterem oder gewaltigerem Klang verbunden sei. — Sie werden sich nun freilich, — wenigstens vor der Hand, bis sich etwas Besseres findet, — mit dem bescheidenen Titel meines Privatsecretairs begnügen müssen."

„Durch den ich mich hochgeehrt fühlen werde," versicherte Edmund, „da er die Bürgschaft eines hohen Vertrauens in sich trägt."

Der General nickte, auch mit dieser Antwort seines Schützlings sehr zufrieden, mit dem Kopfe, und sagte dann:

„Ein jeder Titel verlangt aber, wie schon das Sprichwort sagt, auch seine Mittel; Sie werden daher dem Ihrigen durch einen monatlichen Gehalt von hundert Francs Nachdruck geben, wobei ich bemerken muß, daß die Mittel allerdings eben so bescheiden sind, wie der Titel. Allein es soll auch nur ein Anfang sein; das Uebrige findet sich später. — Man wird nicht gleich General, sondern muß auch die untern Stufen des Dienstes durchmachen."

„Herr General," sagte Edmund, indem er in wahrer Rührung des alten Kriegers Hand ergriff und voll Ehrerbietung an seine Lippen zog, „Ihre Güte beschämt mich wahrhaft, und ich kann sie für den Augenblick nur dadurch vergelten, daß ich Ihnen die

Versicherung gebe, es soll mein höchstes und eifrigstes Bestreben sein, mich derselben immer werth zu zeigen und jederzeit Ihre vollste Zufriedenheit zu gewinnen."

„Ich zweifle nicht, mein lieber junger Freund, daß Sie den besten Willen zur strengen und pünktlichen Erfüllung der Aufträge haben, die ich Ihnen übertragen werde," sagte der General, indem er Edmund seine Hand entzog; „allein ich wiederhole Ihnen nochmals, daß die Einzelnheiten Ihrer Pflichten zuweilen keineswegs so leicht sein dürften, wie Sie sich einbilden, und zur Prüfung Ihrer Kräfte werde ich Ihnen gleich zu Anfang einen Auftrag ertheilen, an dessen Vollstreckung mir unendlich viel liegt, die ich aber für sehr schwierig halte, und durch die Sie mir daher, gelänge sie Ihnen vollkommen, gleich von vornherein den glänzendsten Beweis geben würden, daß ich mich in Ihnen, Ihrem Muthe und Ihrer Umsicht, nicht getäuscht habe."

„Herr General," sagte Edmund, dessen Neugier durch diesen beinahe feierlichen Eingang in hohem Grade gereizt wurde, „Sie machen mich in der That gespannt auf die schwierige Aufgabe, die Sie mir zu stellen gedenken; indeß bitte ich Sie um Ihren Auftrag, und glaube im Voraus versichern zu dürfen, daß Sie mit dessen Vollstreckung zufrieden sein werden."

„Nun, nun," sagte der General, „ich traue zwar Ihrem guten Willen und Ihrem Muthe sehr viel zu, allein ich fürchte, daß die Aufgabe dennoch über Ihre Kräfte gehen wird."

„Ich bitte um Ihren Auftrag!" wiederholte Edmund, immer gespannter.

Der General schien einen Augenblick zu zögern, wie vor einem schwierigen Entschlusse; rückte mehrmals auf seinem Sessel hin und her, und räusperte sich, als müßte er seine Kehle von einem beengenden Drucke frei machen.

Edmund war ganz Ohr.

10

Der Bevollmächtigte.

„Sie erinnern sich wohl noch, bei mir eine Dame gesehen zu haben, als Sie mir Ihren ersten Besuch machten?“ fragte der General nach einer Pause, nicht ganz ohne einen Anflug von Verlegenheit, denn er schämte sich, indem er der Rolle gedachte, die er damals dieser Frau und Cavanis gegenüber gespielt hatte.

„Allerdings, der Frau von Saint-Florent!“ entgegnete Edmund.

„So hieß sie damals,“ sagte der General, „und so nennt sie sich freilich auch noch jetzt; allein der Name gebührt ihr nicht, und es ist Zeit, daß sie denselben wieder ablege, indem ich ihr nur allzulange in unverzeihlicher Schwäche gestattete, ihn zu tragen.“

„Ich muß bekennen, Herr General, daß ich Sie nicht ganz verstehe," sagte Edmund, „daß ich noch weniger begreife, was ich dabei thun kann."

„Sie sollen das sogleich erfahren, und werden mich dann vollkommen verstehen. — Sie müssen also wissen, daß diese Frau seit mehreren Jahren zwar für meine Gemahlin galt, es in der That aber niemals war, und noch viel weniger es je werden soll."

Der General machte eine Pause.

Eduard wagte keine Bemerkung, und erwartete ruhig, daß der General fortfahre.

Dies geschah endlich mit folgenden Worten:

„Schon seit langer Zeit ist mir das Verhältniß mit dieser Frau lästig, ja sogar im höchsten Grade drückend, und ich dachte darauf, sie von mir zu entfernen; wenn ich immer noch zögerte, diesen Entschluß auszuführen, so geschah dies darum, weil es so schwer ist, sich von einer langjährigen Gewohnheit loszumachen, und dann auch, offen gestanden, weil ich den Aerger, der überdies meiner Gesundheit sehr nachtheilig ist, scheue, ein solcher Bruch aber bei dem zänkischen und boshaften Charakter dieser Frau nicht ohne einen sehr heftigen Auftritt und den größten Verdruß möglich wäre. Das herz- und lieblose Betragen, welches sie bei dem Unglücke zeigte, von dem ich durch den traurigen Tod meines Neffen Lucian betroffen wurde,

brachte meinen Vorsatz, sie von mir zu entfernen, vollends zur Reife, und zwar um so mehr, da ich in Ihnen eine Mittelsperson gefunden habe, auf deren Schultern ich die ganze Last dieser kriegerischen Expedition wälzen kann."

„Wie, Herr General, ich sollte — ?" fragte Edmund überrascht, und nicht eben erfreut über den Auftrag, der ihm da so ganz unerwartet wurde.

„Ja, mein Freund," entgegnete der General, „von Ihnen erwarte ich, daß Sie mich von dieser Megäre befreien. — Sie sehen also wohl, daß ich Recht hatte, wenn ich vorhin sagte, daß die Einzelnheiten Ihrer Pflichten nicht allzuleicht sein würden. — Uebrigens setze ich in Sie bei dieser Angelegenheit das unbedingteste Vertrauen; denn ich war ja Zeuge, wie Sie diesem Engel der Finsterniß bei Ihrem ersten Zusammentreffen den Text lasen, und ich zweifle nicht, daß Sie dies eben so vortrefflich im Stande sein werden, wenn Sie als mein Bevollmächtigter vor sie treten, und folglich berechtigt sind, mit ihr, wenn es sein muß, eine derbe Sprache zu führen, während Ihre damalige Berechtigung allerdings etwas zweifelhaft bleibt."

„Allein, Herr General," sagte Eduard verlegen, „wenn ich mich auch verpflichtet fühle, Ihren Aufträgen in allen Dingen nachzukommen, so sehe ich doch nicht ein, wie ich —"

Er stockte.

„Wie Sie das Ding anfassen sollen?“ fragte der General.

„So ist es!“

„Oh, ganz ohne alle Umstände,“ lachte der General. „Sie brauchen dazu keine Glacéehandschuh anzuziehen, wie man zu sagen pflegt. — Sie gehen zu ihr, und erklären ihr in meinem Namen, daß sie binnen drei Tagen das Haus zu verlassen und meinen Namen abzulegen habe. — Damit ihr aber jeder Vorwand benommen werde, Ihre Vollmacht zu bestreiten oder in Zweifel zu ziehen, habe ich sie Ihnen hier in aller Form Rechtens ausgestellt.“

Damit nahm der General von einem neben ihm stehenden Tische ein Papier, überreichte es Edmund und sagte:

„Lesen Sie!“

Edmund entfaltete das Papier und las:

„Ich ertheile hierdurch Herrn Edmund Cavanis unbedingte Vollmacht, Madame Clairville, welche bisher mit meiner Bewilligung den Namen Saint-Florent führte, denselben indeß von jetzt an abzulegen hat, aus meinem Hause zu entfernen, und dazu jedes ihm zweckdienliche Mittel anzuwenden.

„Ebenso ermächtige und bevollmächtige ich den genannten Herrn Edmund Cavanis, von Herrn Plantard,

meinem bisherigen Rechnungsführer, sich über die Verwaltung meiner Angelegenheiten Rechnung ablegen zu lassen, alle Papiere, Documente nud Gelder, die derselbe bisher in Händen hatte, in Empfang zu nehmen, und genannten Herrn Plantard, wenn er Alles in Ordnung befunden hat, unter Auszahlung des laufenden Quartalgehalts aus meinem Dienste zu entlassen.

„Was nun die künftigen Existenzmittel der Madame Clairville betrifft, so ist Herr Edmund Cavanis gleichfalls hierdurch bevollmächtigt, sich mit der genannten Dame darüber zu einigen. Er kennt meinen Willen in dieser Beziehung, und wird demgemäß handeln. —"

„Gegeben ..."

Folgten die gerichtliche Beglaubigung und die Unterschriften der erforderlichen Zeugen.

„Sie sehen also," sagte der General, als Edmund gelesen hatte, „welchen kitzligen Auftrag ich Ihnen da gleich zu allem Anfange ertheile; Sie werden daraus aber auch erkennen, welchen wichtigen Dienst Sie mir zu leisten vermögen, und ich baue deßhalb ganz auf Ihre Ergebenheit. — Ich wiederhole Ihnen mündlich nochmals, was dieses Papier enthält: Wenden Sie jedes Mittel an, das Sie für zweckmäßig erachten, — versteht sich, rohe Gewalt ausgenommen, — machen Sie aber, daß diese Person binnen drei Tagen nich

mehr unter meinem Dache sei. Vor allen Dingen bewahren Sie mich vor der Unannehmlichkeit, mit diesem Weibe zusammenzutreffen."

„Herr General," sagte Edmund achtungsvoll, „ich läugne nicht, daß mir der Auftrag sehr peinlich ist; dennoch erkläre ich mich bereit, ihn auszuführen, und ich werde mich bemühen, dies zu Ihrer Zufriedenheit zu thun. Was indeß Ihren letzten Wunsch betrifft, ein Zusammentreffen mit Madame Clairville vermieden zu sehen, so wüßte ich dazu nur ein einziges zuverlässiges Mittel."

„Und das wäre?" fragte der General.

„Daß Sie selbst das Haus verließen, bis es mir gelungen ist, Madame Clairville aus demselben zu entfernen."

„Sie mögen in der That Recht haben," sagte der General nach kurzem Bedenken.

„Ich wage zu behaupten," entgegnete Edmund, „daß es außerdem nicht möglich sein würde, diese Frau, deren ungestümen Charakter Sie selbst ja hinlänglich kennen, davon abzuhalten, trotz Verboten nnd Hindernissen bis zu Ihnen den Weg zu erzwingen und Ihnen eine sehr unangenehme Scene zu bereiten."

„Ja, ja, ich stimme Ihnen vollkommen bei," sagte der General; „ich sehe daher ein, daß ich das Feld räumen muß, so ärgerlich es auch für einen alten

Krieger ist, vor einem zänkischen Weibe die Flucht zu ergreifen."

„Sie fliehen ja nicht," sagte Edmund lächelnd, „sondern weichen nur als kluger Feldherr einem Zusammentreffen aus, da Sie die Niederlage des Feindes durch andere, weise getroffene Maßregeln gesichert haben; und Sie wissen wohl, daß es in einem solchen Falle die strengsten Kriegsregeln dem Feldherrn zur Pflicht machen, die eigenen Streitkräfte keiner unnöthigen Gefahr auszusetzen."

„Ja, ja, es ist auch wahr," sagte der General laut lachend, „meine Entfernung ist keine Flucht, sondern nur eine kluge strategische Maßregel. — So will ich denn die Strategie auf solche ungewohnte Weise noch diesen Abend zur Anwendung bringen."

„Zuvor jedoch möchte ich den Herrn General ersuchen," bemerkte Edmund, „mich der gesammten Dienerschaft als Ihren Bevollmächtigten vorzustellen, und ihr einzuschärfen, meinen Befehlen in Allem pünktlich nachzukommen. — Unter dieser Bedingung bürge ich für einen glücklichen Erfolg in der kürzesten Frist."

„Schön, schön, das soll geschehen, mein Freund, und zwar auf der Stelle!" sagte der General.

Er schellte.

Der Kammerdiener trat ein.

„Versammeln Sie sogleich meine ganze Dienerschaft, Alle ohne Ausnahme, in dem großen Vorgemache, und benachrichtigen Sie mich, wenn es geschehen ist."

Der Kammerdiener entfernte sich mit einem ehrerbietigen: „Zu Befehl, Herr General!"

„Das sage ich Ihnen aber, Cavanis," sagte der General, als sie wieder allein waren, zu Edmund, „auf ein Paar ausgekratzte Augen müssen Sie sich gefaßt machen."

„Ich werde mich schon dagegen zu schützen wissen," entgegnete Edmund lächelnd.

„Nun werde ich Sie noch um Ihre Instruction bitten, Herr General, welche Pension Sie der Madame Clairville zu gewähren beabsichtigen?" fragte Edmund.

„Das überlasse ich ganz Ihrem Ermessen, mein junger Freund," antwortete der General. „Ich will, daß diese Frau ohne Sorgen leben könne, indeß bitte ich Sie, ihr mehr zu gewähren, wenn sie sich bereit erklärt, ihren künftigen Wohnsitz in irgend einer entfernten Provinz zu nehmen, als wenn sie darauf bestehen sollte, in Paris zu bleiben. — Der Gedanke ist mir unangenehm, störend, drückend, daß eine Frau, die so lange meinen Namen trug, vielleicht hier, so zu sagen vor meinen Augen und denen meiner zahlreichen

Bekannten, die auch sie kennen, durch einen ärgerlichen Lebenswandel öffentlichen Anstoß gäbe. Und ich halte sie dessen wahrlich wohl für fähig."

Der Kammerdiener meldete, daß die Dienerschaft versammelt sei.

Der General begab sich, von Edmund begleitet, in ihre Mitte und stellte den jungen Mann, wie es verabredet war, als seinen Bevollmächtigen vor, dem Alle unbedingten Gehorsam zu leisten hatten, wie ihm selbst.

Als diese Präsentation geschehen war, bei welcher viele der Dienstleute verwunderte und fragende Blicke mit einander wechselten, kehrte der General mit Edmund in sein Cabinet zurück, indem er seinem Kammerdiener befahl, die nöthigen Sachen zu einer Reise von zwei bis drei Tagen zu packen.

„Soll ich Postpferde bestellen?" fragte der Kammerdiener.

„Ist nicht nöthig," entgegnete der General; „ich fahre in eigner Equipage. — Die kleine Chaise soll sogleich in Bereitschaft gesetzt werden."

Der Kammerdiener ging, die empfangenen Aufträge auszurichten.

„Nun, alle Dispositionen sind getroffen," sagte der General, als er sich mit Edmund wieder in seinem Cabinet befand; „jetzt kann der große Kampf beginnen."

„Für den Sieg stehe ich," versicherte Edmund.

„Nur nicht so stolz und siegesgewiß!" warnte der General.

Dann sprach er mit Edmund noch über verschiedene künftig vorzunehmende Einrichtungen, so wie über ihre gewöhnliche Lebensordnung, bis ihm gemeldet wurde, daß der Wagen bereit sei, und er sein Hotel verließ, um in einem der ersten Gasthöfe der Stadt für kurze Zeit ein Feldlager zu beziehen.

11.

Die Execution.

Als Edmund nach der Entfernung des Generals allein geblieben war, beschloß er, sich ohne weiteres Zögern an die Ausführung seines unangenehmen Auftrages zu machen.

Er nahm sich dabei vor, die Sache wo möglich im Guten auszugleichen, und zu extremen Maßregeln erst dann zu schreiten, wenn es unerläßlich sein sollte. Dennoch sah er wohl ein, daß bei dem heftigen Charakter der Madame Clairville kaum zu hoffen sei, daß sanfte Mittel zum Ziele führen würden. Versuchen wollte er sie jedoch, während er sich zugleich schon einen Plan vorgezeichnet hatte, den er in deren Ermangelung befolgen wollte.

Er klingelte.

Der Kammerdiener erschien.

„Ist Frau von Saint-Florent zu Hause?“ fragte Edmund.

„Ich kann es wirklich nicht sagen.“

„So erkundigen Sie sich sogleich danach und sagen Sie mir Bescheid.“

„Soll ich Sie vielleicht bei der gnädigen Frau melden, wenn sie zu Hause ist?“ fragte der Kammerdiener.

„Nein,“ sagte Edmund; „fragen Sie blos nach, ob sie zugegen ist.“

Der Kammerdiener ging.

„Du,“ sagte er im Vorzimmer zu einem der andern Bedienten, „weißt Du, was ich glaube?“

„Nun?“

„Daß sich ein kleines Donnerwetter über dem Haupte der Gnädigen zusammenzieht.“

„Mir wär's recht, wenn es einschlüge,“ entgegnete der Bediente.

„Mir auch,“ sagte der Kammerdiener; „trägt doch diese Madame Clairville, seitdem sie sich Frau von Saint-Florent tituliren läßt, die Nase so hoch, als wäre sie niemals unseres Gleichen gewesen.“

„Es ist wirklich eine ungeheure Frechheit, zu vergessen, daß wir sie noch als Stubenmädchen in dem Wirthshause gekannt haben, aus dem der General sie fortnahm, um sie für seine Frau auszugeben.“

„Nun, wer weiß," sagte der Kammerdiener, „vielleicht hat sie ihre vornehme Rolle die längste Zeit gespielt."

„Gott gebe es!" meinte der Bediente; „aber woher vermuthest Du denn so Etwas?"

„Du erinnerst Dich doch noch, daß der Herr Edmund Cavanis, den der General uns heute als seinen Privatsecretair vorstellte, und zugleich als seinen Bevollmächtigten, dem wir in allen Dingen wie ihm selbst zu gehorchen hätten, eben der junge Mann ist, der an jenem Tage, als Jean ein junges Mädchen überfahren hatte, mit seinem Knotenstocke die schönen Pferde blutig schlug?"

„Freilich! Doch was soll das mit dem Donnerwetter zu schaffen haben, welches, Deiner Meinung nach, diese Madame Clairville, die der Teufel holen möge, bedroht?

„Sehr viel, sage ich Dir! — Oder ist es etwa nicht auffallend, daß Herr Cavanis, der damals, wie ich Dir sagte, der Gnädigen eine so derbe Strafpredigt hielt, jetzt bei dem General offenbar Alles in Allem gilt?"

„Ja, das ist allerdings auffallend und kann freilich für sie nicht viel Gutes zu bedeuten haben."

„Und daß sich der General auf die Reise begiebt, ohne von seiner Frau Gemahlin — oder was — Ab-

schied zu nehmen; — daß dieser junge Mann als sein unbedingter Bevollmächtigter hier bleibt, — daß ich jetzt fragen soll, ob sie zu Hause ist, ohne daß er bei ihr angemeldet werden will — ist das Alles nicht auch verdächtig, oder wenigstens auffallend?"

„Freilich, freilich! Nun, sollte Herr Cavanis uns etwa zufällig befehlen, den Zankteufel zum Hause hinaus zu werfen, so würde ich mir den Befehl wahrhaftig nicht wiederholen lassen, sondern ihm mit Freuden schon beim ersten Male gehorchen."

„Und ich würde Dir helfen," sagte der Kammerdiener; „aber jetzt muß ich doch wohl nachsehen, ob die Gnädige zu Hause ist, sonst wird unser Viceherr am Ende ungeduldig über mein langes Ausbleiben."

Er ging und machte einige Minuten später Edmund die Meldung, Frau von Saint-Florent — denn vorläufig mußte ihr dieser Titel noch gegeben werden, sei zwar zu Hause, habe aber Befehl gegeben, Niemand vorzulassen, da sie mit Herrn Plantard dringende Geschäfte zu besorgen habe, bei denen sie ungestört sein wolle.

„Gut," sagte Edmund; „haben Sie die Güte, mir den Weg zu den Zimmern der Frau von Saint-Florent zu zeigen. — Ich habe im Auftrage des Herrn Generals mit ihr zu sprechen."

„Aha, ich täusche mich nicht!“ dachte der Kammerdiener, und ging voran.

Des ihr drohenden Ueberfalles nicht gewärtig, saß die sogenannte Frau von Saint-Florent, eingewiegt in das trügerische Gefühl ihrer Sicherheit, in ihrem Boudoir.

An ihrer Seite saß Plantard, der den Arm um ihre Taille geschlungen hatte, in der vertraulichsten Stellung, und vor ihnen stand ein Tischchen mit feurigen Weinen, feinen Liqueuren und allerhand Delikatessen und Leckerbissen.

Sie mußten wahrscheinlich den Flaschen ziemlich fleißig zugesprochen haben, denn die Wangen Beider glühten, ihre Augen funkelten.

Von Zeit zu Zeit unterbrach Plantard das Gespräch durch einen Kuß, der nicht unerwidert blieb und jederzeit sehr freundlich hingenommen wurde.

„Ja, meine Freundin,“ fuhr Plantard in dem begonnenen Gespräche fort, „das soll ein wahres Götterleben werden!“

„Ich dächte, unser gegenwärtiges wäre auch so übel nicht und ließe sich schon noch eine Weile ertragen.“

„Sie haben Recht, Engel!“ stimmte Plantard bei. „Besonders wenn das Podagra die Gefälligkeit hat, recht häufige Besuche abzustatten und recht lange zu verweilen.“

„Es lebe das Podagra!" rief sie lachend, und erhob ihr Glas.

Da wurde an die Thür gepocht.

Sie hörten es nicht.

Plantard stieß an und sagte dann:

„Es leben die Pantoffelhelden!"

Wieder wurde angeklopft, und zwar stärker und ungeduldiger als zuvor.

Auch dies Mal hörten sie es nicht.

„Und alle schlechten Rechenmeister!" erwiderte sie den Toast.

Da ging, ohne ein drittes Klopfen, die Thür auf und Edmund trat herein, hinter ihm der Kammerdiener, dem Edmund die Weisung gegeben hatte, Zeuge des Gesprächs zu sein, womit derselbe sehr zufrieden war. —

Bald konnte man durch den Spalt der Thüre, die nur angelehnt blieb, die Köpfe mehrerer Neugieriger sehen, welche auch Zeugen des kommenden Auftrittes sein wollten, obgleich Niemand sie dazu aufgefordert hatte.

So unerwartet und unangenehm in seiner Lustigkeit gestört, fuhr das zärtliche Pärchen erschrocken aus einander; doch kaum war die erste Ueberraschung verflogen, als die Dame heftig emporsprang, Edmund

mit unverstelltem Zorne entgegentrat und ihn mit hochgeschraubter Stimme fragte:

„Mein Herr, wer giebt Ihnen das Recht, so unangemeldet bei mir einzutreten?“

„Der Herr General von Saint-Florent gab es mir, Madame Clairville!“ entgegnete Edmund sehr gelassen, doch mit einem Ausdrucke von Ironie.

Es schien, als mache der Name „Clairville“ auf sie den Eindruck eines kalten Sturzbades. Dadurch, daß dieser Name ihr in das Gedächtniß zurückgerufen wurde, und das zwar mit so wenig Umständen und in Gegenwart eines Dieners sogar, mochte eine Ahnung Dessen, was ihr bevorstand, in ihr aufdämmern, denn sie erblaßte und wiederholte stammelnd:

„Madame Clairville?“

„Allerdings,“ sagte Edmund mit Festigkeit, „denn nur dieser gebührt Ihnen, und der Herr General läßt Ihnen hierdurch ausdrücklich verbieten, sich des seinigen noch ferner zu bedienen.“

Doch die erste Betäubung war bei Madame Clairville verschwunden. Ihre gewöhnliche Heftigkeit kehrte mit voller Kraft zurück, und sie schrie mehr, als sie es sagte:

„Ich will zu dem General! — Er soll mir diese Unwürdigkeit selbst sagen!“

Zugleich machte sie einige Schritte gegen die Thür.

Edmund vertrat ihr den Weg.

„Vergebliche Mühe," sagte er. „Der Herr General ist verreis't und wird nicht eher zurückkehren, als bis Sie dies Haus verlassen haben!"

„Verreis't?" wiederholte sie, durch diese Nachricht auf's Neue betäubt, denn sie erkannte daraus, daß ihr Schicksal unwiderruflich beschlossen sei. Dem General gegenüber, den sie so lange, gleich einem Sklaven, beherrscht hatte, dessen Schwächen sie so genau kannte, hätte sie selbst in diesem kritischen Augenblicke noch auf den Sieg rechnen dürfen. Doch er selbst hatte sich ihrer Gewalt entzogen, und kaum blieb ihr noch irgend eine Hoffnung, diesem jungen Bären gegenüber, der sich schon einmal so brutal gegen sie gezeigt hatte, und bei dem sie unter den gegenwärtigen Umständen gewiß auf keine Schonung rechnen durfte.

Dennoch wollte sie sich nicht sogleich für geschlagen erklären, sondern noch einen Versuch des Widerstandes machen.

Sie erhob stolz den Kopf, warf sich in die Brust und sagte mit einem Tone, der ruhig und würdevoll sein sollte, dem man jedoch das Zittern der nur mühsam unterdrückten Wuth anhörte:

„Der Herr General von Saint-Florent hat mich in sein Haus eingeführt, und ich werde dieses daher auch nur verlassen, wenn er selbst es mir sagt. —

Ihnen, mein Herr, bestreite ich das Recht, in seinem Namen zu sprechen.“

„Ja, in der That, mein Herr,“ wagte sich jetzt auch Plantard hervor, der bisher zitternd zur Seite gestanden hatte, dem indeß der Widerstand seiner Freundin auch einigen Muth verlieh, „in der That, mit welchem Rechte —“

„Dieser Fall war von dem Herrn General vorausgesehen worden,“ fiel ihm Edmund in das Wort. „Ueberzeugen Sie sich daher von meinem Rechte, im Namen des Herrn von Saint-Florent zu sprechen. — Sie werden darin auch einige Worte finden, die Sie selbst angehen, Herr Plantard.“

Mit diesen Worten überreichte er Plantard die Vollmacht.

Der Rechnungsführer nahm sie, hielt sie mit zitternden Händen, las sie mit bebender Stimme vor und ließ dann die Arme matt am Körper herabsinken.

Alle seine Träume von Glück und Reichthum waren plötzlich verschwunden, seine Luftschlösser stürzten zusammen. Einem solchen Prüfer seiner Rechnungen gegenüber durfte er weder auf Nachsicht, noch auf das Gelingen seiner Pfiffe rechnen.

Er stand da, leichenblaß, am ganzen Körper zitternd, wie ein ertappter armer Sünder.

Anders war der Eindruck, den diese Vollmacht

auf Madame Clairville machte. Ihre unterdrückte Wuth brach plötzlich in voller Heftigkeit aus.

„Was kümmert mich ein solcher Wisch!“ schrie sie. „Ich erkläre nochmals, daß ich nur dem General selbst weiche!“

Damit sprang sie auf Plantard zu, ihm das Papier zu entreißen, das sie ohnfehlbar vernichtet haben würde, wäre es ihr in die Hände gefallen.

Doch Edmund, der kein Auge von ihr verwendet hatte, kam ihr zuvor, ergriff die Vollmacht und entzog sie ihr, indem er die Hand, in der er sie hielt, weit zurückstreckte, die andere aber ihr abwehrend entgegen hielt.

„Nicht also!“ sagte er. „Uebrigens hätte es in der Sache selbst Nichts geändert, wenn es Ihnen auch wirklich gelungen wäre, diese Vollmacht zu zerreißen. Binnen einer Stunde wäre sie durch eine neue, wahrscheinlich dann noch ausgedehntere ersetzt worden, und der Nachtheil lediglich auf Ihrer Seite gewesen. Ich erkläre Ihnen, daß ich fest entschlossen bin, den Auftrag des Herrn Generals streng und pünktlich zu vollziehen, und ich rathe Ihnen daher, sich demselben in Geduld zu fügen.“

„Dieser Mensch hat die Frechheit, mir zur Geduld zu rathen,“ sagte Madame Clairville zähneknirschend, und ihre Finger krümmten sich, als wollten sie

die Prophezeiung des Generals von dem Auskratzen der Augen wahr machen.

„Nun, meinethalben denn ohne Geduld,“ sagte Edmund lachend, „wenn Sie sich nur fügen. Und Sie werden selbst einsehen, daß dies das Beste ist, was Sie thun können, wenn Sie sich daran erinnern, daß, kraft dieser Vollmacht, die Bedingungen wegen Ihrer Zukunft lediglich von meinem Ermessen abhängen. Sie werden mich in dieser Beziehung aber um so geneigter finden, Ihren Wünschen entgegen zu kommen, je weniger Umstände Sie mir bereiten. — Ich wiederhole Ihnen daher nochmals: das Beste, was Sie thun könnten, wäre, sich mit Geduld in das Unvermeidliche zu fügen.“

Plantard trat zu seiner zärtlichen Freundin und flüsterte ihr einige Worte in das Ohr.

Wahrscheinlich rieth er ihr zur Nachgiebigkeit. Sie schien offenbar davon Nichts wissen zu wollen, denn sie antwortete ihm mit ziemlich heftigen Geberden, wenn auch fortwährend flüsternd. Endlich jedoch mußten überzeugende Gründe ihm den Sieg verschafft haben, denn sie wendete sich zu Edmund und sagte:

„Nun, wohlan, mein Herr, ich bin bereit, Ihre Vorschläge anzuhören, — doch ohne Zeugen, wenn ich bitten darf!“

Dabei deutete sie auf den Kammerdiener, der noch

immer in dem Zimmer stand, sowie auf die halbgeöffnete Thür, vor der sich die Zahl der Köpfe während der Dauer des beschriebenen Auftrittes bedeutend vermehrt hatte.

Edmund fand dies Verlangen durchaus billig; er entfernte durch einen Wink den Kammerdiener, hinter diesem schloß sich die Thür, und so waren die drei Hauptpersonen allein.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier in alle Details der Verhandlung zwischen Madame Clairville und Edmund einzugehen; daher nur so viel, daß dieser, eingedenk der gegen ihn ausgesprochenen Wünsche des Generals, der ehemaligen Pseudogemahlin desselben unter der Bedingung, eine Stadt der Provence zu ihrem Aufenthaltsorte zu wählen, einen sehr anständigen Jahrgehalt zusicherte und ihr außerdem gestattete, zur Ordnung ihrer Angelegenheiten und den Vorbereitungen zur Reise, in dem Hause des Generals noch drei Tage, ganz unter den bisherigen äußern Verhältnissen verweilen zu dürfen. Sie schien auf dieses Verlangen besonderes Gewicht zu legen, und er glaubte, ihr ohne ungerechte Härte die Erfüllung dieses an und für sich billigen Wunsches nicht verweigern zu dürfen. Ueberdies war er sehr erfreut, die ganze Sache schneller und mit weniger Sturm geendet zu haben, als er es zu hoffen gewagt hatte.

Als diese Angelegenheit zur Zufriedenheit beider Parteien geordnet war, sagte Plantard, der während dessen Mancherlei überlegt zu haben schien, zu seinem alten Bekannten mit der größten Freundlichkeit:

„So schmerzlich und kränkend für mich auch der Auftrag ist, den der Herr General Ihnen in Beziehung auf mich ertheilt hat, Herr Cavanis, so freut es mich dennoch aufrichtig, daß er dazu eben Sie, dessen ältester Freund in Paris ich bin, erwählt hat.“

Dabei reichte er Edmund die Hand.

Dieser schlug zögernd ein, denn der Anblick, den er bei dem Eintritte in dieses Zimmer gehabt hatte, war eben nicht geeignet gewesen, seine Achtung, und folglich seine Freundschaft, für Plantard zu erhöhen. Dennoch wollte er den Mann, der sich bei manchen Gelegenheiten freundlich und wohlwollend gegen ihn gezeigt hatte, nicht geradezu vor den Kopf stoßen. Er antwortete daher auf die freundschaftliche Anrede zwar freundlich, doch mit dem unverkennbaren Tone des Zwanges:

„Ihr ältester Bekannter wollten Sie wohl sagen, mein lieber Herr Plantard, denn um eine Freundschaft mit irgend Jemand zu schließen, bin ich noch nicht lange genug in Paris.“

Er sprach — so vergeßlich ist nun einmal der Mensch — diese Lüge aus, ohne zu erröthen, und

dachte mit keiner Sylbe daran, daß er Agathe seine Freundin und sich ihren Freund nannte.

„Nun, streiten wir nicht über Worte,“ sagte Plantard lachend. „Ich weiß, daß ich meinerseits Ihr Freund bin, und ich glaube, Ihnen davon auch mehrmals nach meinen besten Kräften Beweise gegeben zu haben. — Doch wir haben von Wichtigerem zu reden. — Wann wünschen Sie meine Rechnungsablegung in Empfang zu nehmen?“

Edmund wollte seinen Argwohn in die Redlichkeit Plantards nicht zeigen, konnte sich desselben aber doch auch nicht erwehren und wünschte deshalb, ihm keine Zeit zu Kaupeleien zu lassen, sondern die Gelder und Documente seines Vollmachtgebers so bald als möglich aus den Händen dieses mindestens nicht ganz gewissenhaften Agenten zu befreien. Deshalb antwortete er, zwar freundlich, doch entschieden:

„Der Herr General hat mir die größte Eile zur Pflicht gemacht, da er zu wissen wünscht, wie seine Geschäfte stehen, in die er seit längerer Zeit keine genauere Einsicht genommen hat. Es wäre mir deshalb sehr lieb, wenn Sie mir keinen allzulangen Termin stellen wollten.“

„Morgen Mittag, wenn es Ihnen genehm ist,“ entgegnete Plantard sehr freundlich.

„Schon?“ fragte Edmund verwundert.

„Mein Gott, ich habe meine Rechnungen stets in der größten Ordnung, bin damit fortwährend au jour, wie es einem pünktlichen Geschäftsmanne zukommt, und brauche deshalb blos die nöthigen Abschlüsse zu machen und die Papiere zu ordnen, um sie Ihnen zu übergeben. Zu dieser Arbeit werden die morgigen Vormittagsstunden mehr als hinreichend sein.“

Sehr zufrieden mit dieser Antwort entfernte sich Edmund, indem er der Madame Clairville sagte, er rechne mit Bestimmtheit auf die Erfüllung ihrer Zusage, spätestens binnen drei Tagen abzureisen, wie er andererseits hoffe, ihr keine Ursache zu einer Beschwerde wegen seines Betragens gegen sie gegeben zu haben.

Sie antwortete durch eine stumme Verbeugung, die der gute Wille allenfalls für eine Zustimmung halten konnte.

Kaum hatte Edmund das Zimmer verlassen, als auch Plantard seinen Hut ergriff.

„Wie, mein Freund, Sie wollen mich schon verlassen?“ fragte die Exgeneralin im Tone des Vorwurfs. „Und ich habe doch so Vieles mit Ihnen zu besprechen.“

„Ich nicht weniger mit Ihnen,“ entgegnete er, „allein für heute bleibt mir dazu nicht ein Augenblick Zeit. Ich muß ohnehin die ganze Nacht hindurch arbeiten, um die Rechnungen in einen solchen Zustand zu bringen, daß sie diesem moralischen Rigoristen mit

Anstand vorgelegt werden können. — Ich gebe Ihnen daher nur den Rath, Ihre Zeit gut zu benutzen, um so viel als möglich in Sicherheit zu bringen — doch ohne Aufsehen zu erregen. Ich muß Sie indeß bitten, nicht vor zehn Uhr auszufahren, weil ich nothwendig Ihre Unterschrift für den Empfang mehrerer Summen brauche, die ich Ihnen gegeben — haben könnte, und durch die ich uns einen hübschen Nothpfennig zu bilden hoffe, ohne daß der Herr Kassen-Controleur dagegen irgend Etwas auszusetzen haben darf."

„Ich werde Sie erwarten, mein Freund, doch kommen Sie nicht zu spät."

„Noch vor zehn Uhr!" versicherte er.

Dann trennte sich das würdige Paar.

Zum Abschiede wurden noch einige zärtliche Küsse gewechselt.

12.

Das Attentat.

Als Edmund die lästigen Geschäfte, die das ehrende Vertrauen des Generals ihm übertragen, so glücklich zu seiner eigenen Zufriedenheit und gewiß auch zu der seines Mandanten, abgemacht hatte, sehnte er sich danach, eine Schadloshaltung zu gewinnen.

Wo hätte er diese finden können, als in dem stillen Heiligthume von Agathens Stübchen, dessen Altar die Wiege ihres Kindes bildete, des Kindes dieser reinen Jungfrau, denn dafür hielt Edmund sie noch immer, obgleich sie Mutter war, und was sie ihm bis jetzt von ihrer Geschichte erzählt hatte, ließ ihn nicht mehr daran zweifeln, daß sie diesen höchsten Ehrentitel des Weibes in der That verdiente.

Doch die Erfüllung der Pflicht ging bei Edmund der Erfüllung jedes persönlichen Wunsches stets voran.

Vor seinem Besuche bei Agathen machte er daher einen bei dem General, dem er von dem Vorgefallenen Bericht erstattete, und erst als er dessen Dank und dessen Lobsprüche eingeerntet hatte, eilte er zu seiner Freundin.

„Sie haben mir etwas Angenehmes zu verkünden," sagte diese, sobald sie ihn erblickte, „das verräth mir Ihr freudestrahlendes Gesicht. Haben Sie die Anstellung erhalten?"

„Die nicht, die Sie glauben," sagte er, „doch eine bessere, und die mir besonders für die Zukunft noch ungleich glänzendere Aussichten eröffnet."

Und nun erzählte er Agathen Alles, was ihm an diesem ereignißreichen Tage begegnet war.

Ihre Augen strahlten in der freudigsten Theilnahme, während sie ihm zuhörte, und als er geendet hatte, ergriff sie seine Hand, schüttelte sie derb und rief mit überströmendem Gefühl:

„Gott sei gedankt, mein Freund, daß Sie endlich fanden, was Sie vor so manchen Andern verdienen und doch bisher vergebens erstrebten: Eine gesicherte Zukunft. — Ach, wie wird Ihre vortreffliche Mutter sich freuen, wenn Sie ihr diese Nachricht mittheilen!"

„Wie danke ich Ihnen," sagte Edmund gerührt, „daß Sie bei meinem Glücke zugleich auch an das mei-

ner Mutter denken; ach, ich möchte es zugleich noch über mehrere Personen ausdehnen, so glücklich fühle ich mich!“

Bei diesen Worten zog er Agathen sanft zu der Wiege ihres Kindes.

Verwundert, doch ahnungsvoll, folgte ihm Agathe.

„Hat dieser Engel einen Vater?“ fragte er, auf das schlafende Kind zeigend.

„Dort!“ sagte sie mit einem schmerzlichen Seufzer, gen Himmel deutend.

„Und auf Erden?“ fragte Edmund.

„Den darf es nie kennen lernen,“ entgegnete sie rasch. „Es müßte ihn verachten!“

„Und doch bedürfte das arme kleine Wesen gewiß auch auf Erden eines Vaters!“

„Wohl wahr,“ sagte Agathe. „Doch —“ fügte sie mit stockendem Athem hinzu, „wer würde Vater von dem Kinde einer armen Gefallenen sein wollen, wenn der eigne es verleugnet?“

„Sie eine Gefallene, Agathe?“ rief Edmund hastig, und mit dem Tone des Vorwurfs.

„Bin ich das nicht in den Augen der Welt?“ fragte sie bitter. „Ist dies nicht das vaterlose Kind eines Mädchens?“

„Mögen Sie in den Augen der Welt sein, was Sie wollen,“ rief Edmund feurig aus, „in den meinen

sind Sie rein, reiner als Manche, die sich mit ihrer Tugend brüstet!"

„Wie!" rief Agathe freudig aus. „Wäre es möglich? Sie glauben an mich, noch ehe Sie meine Rechtfertigung vernommen? — denn ich kann mich rechtfertigen!" fügte sie in stolzem Selbstbewußtsein hinzu. —

„Ich weiß es, auch ohne daß Sie es mir sagen, Agathe," entgegnete Edmund mit Innigkeit. „Ich selbst zweifelte nie an Ihrer engelgleichen Reinheit, und wenn ja einmal ein Zweifel in mir erwachte, so waren Einflüsterungen von außen daran Schuld. Doch ich schüttelte ihn jederzeit kräftig wieder ab, und schon längst ist mein Glaube an Sie und Ihre reine Tugend felsenfest begründet!"

„Dank, Dank, mein Freund," rief Agathe, und in überströmendem Gefühle zog sie Edmunds Hand an ihre Lippen, bedeckte sie mit Küssen, überströmte sie mit Thränen.

„Ach, ich kann Ihnen nicht ausdrücken, Sie können mir nicht glauben, wie unaussprechlich glücklich Ihre Worte mich machen!" rief sie aus, sobald sie vor Rührung wieder zu sprechen vermochte.

„Ja, mein Freund, Sie haben sich nicht in mir getäuscht," fuhr sie nach einer Pause fort; „aber hören Sie nun auch meine vollständige Rechtfertigung, indem

Sie den Schluß meiner Geschichte vernehmen. — Ich werde sie Ihnen jetzt ohne so schmerzliche Gefühle erzählen können, als es außerdem der Fall gewesen sein würde."

„Meine theure Agathe, es bedarf der Rechtfertigung nicht," versicherte Edmund. „Mein Glaube an Sie steht felsenfest, wie ich Ihnen schon sagte. Allein dennoch wünsche ich Ihre Geschichte vollends zu hören. Ich hoffe, daß es mir nach der Kenntniß derselben möglich sein wird, Ihnen wenigstens zum Theil Trost für den Kummer zu gewähren, der Ihrem schönen Gesichte so oft einen entstellenden Ausdruck des Trübsinnes und der Schwermuth verleiht, den ich für mein Leben gern für immer aus Ihren Zügen bannen möchte."

Sie reichte ihm gerührt die Hand. Dann, nachdem sie ihre Rührung überwältigt hatte, sagte sie:

„Nun wohl, so hören Sie denn den Schluß meiner Geschichte, an deren traurigsten, schmerzensreichsten Abschnitt ich gelangt bin."

Sie machte noch eine kleine Pause, um sich vollends zu sammeln, und begann dann:

„Ich sagte Ihnen das letzte Mal, daß ich in einen festen Schlaf versank, als ich mich kaum zur Ruhe gelegt hatte. Allein bald wurde ich von den furchtbarsten Träumen geängstigt. Ein Alp, ein entsetzliches Ungethüm, legte sich auf mich, preßte mir die

Brust zusammen, benahm mir den Athem, indem er mir den Mund verschloß. Ich versuchte, mich seiner Umarmung zu entwinden, unmöglich! Das Ungeheuer, das in meinem Traume die höhnisch grinsenden Züge Eids Duvernier anzunehmen schien, hielt mich wie mit Riesenkraft umschlungen; ich wollte schreien, doch die Brust war mir zusammengeschnürt, und ich vermochte keinen Laut hervorzubringen. Ich stand Höllenqualen aus, ein stechender Schmerz durchzuckte meinen ganzen Körper, doch ich war nicht im Stande, auch nur ein Glied zu rühren.

„Endlich, nachdem diese fürchterliche Qual mich vielleicht mehrere Stunden gemartert hatte, erwachte ich mit dem dämmernden Morgen. Erschrocken sah ich umher. Mein Lager war in der größten Unordnung; ich lag halb entblößt und in Schweiß gebadet auf demselben. Ich suchte mich zu erinnern, meine Sinne zu sammeln, indem ich, mich gegen den Frost der Morgenkühle zu schützen, die Decke über mich zog. Ein harter, kalter Gegenstand berührte mich. Ich griff danach, ich führte ihn vor das Auge. Es war ein Etui, das ich für das Eigenthum Eids erkannte, und ein kalter Schauder erfaßte mich. Plötzlich war mir der entsetzliche Frevel klar, dem ich zum Opfer gefallen. — Der Wein, den Madame Lasalle mir mit solcher Freundlichkeit aufgenöthigt hatte, er enthielt einen

Schlaftrunk; — das Ungeheuer des Alp, das ich in meinem Traume unter den Zügen des jungen Duvernier erblickt hatte, — er war es selbst gewesen! — Ich durfte nicht länger daran zweifeln: Ich war auf die unwürdigste, empörendste Weise während meiner Betäubung entehrt worden!"

„Schändlich! Nichtswürdig!" sagte Edmund und knirschte mit den Zähnen.

Agathe hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, und weinte still vor sich hin.

Edmund ehrte ihren Schmerz durch Schweigen.

Nach einer längeren Pause nahm Agathe wieder das Wort:

„Lassen Sie mich die Verzweiflung, in welche diese Entdeckung mich versetzte, mit Stillschweigen übergehen, und schnell über den Rest meiner traurigen Geschichte hinwegeilen," bat Agathe.

„Ich wollte meiner Mutter meinen Schmerz verbergen; ich vermochte es nicht. Sie sah meine Verzweiflung, meine Thränen, die unwillkürlich jeden Augenblick hervorbrachen, und theilnahmvoll fragte sie mich, was mir sei. Da warf ich mich schluchzend an ihre Brust und gestand ihr Alles.

„Weh mir! Ich hatte meine Mutter getödtet! Von der Krankheit noch so angegriffen, wie sie war,

vermochte sie den Schlag, den die furchtbare Kunde ihr bereitete, nicht zu ertragen. Sie bekam einen Rückfall, und der Arzt hatte mit zu gutem Grunde davor gewarnt; — bald zeigte sich jede Hoffnung als vergeblich: der Arzt that den Ausspruch, daß meine Mutter höchstens noch einige Tage leben könnte.

„Er hatte nur zu wahr gesprochen! Drei Wochen nach jener entsetzlichen Nacht verschied sie in meinen Armen! — Ein Segensspruch für ihr unglückliches Kind waren ihre letzten Worte.

„Ich war dem Wahnsinn nahe. Ich wollte mir selbst das Leben nehmen! Die frommen Lehren, die ich von Kindheit an aus dem Munde meiner wackern Eltern empfangen hatte, zeigten mir das Frevelhafte eines solchen Gedankens, und ich beschloß, das Leben muthig und mit Ergebung zu ertragen.

„Ich schrieb an Arthur, zeigte ihm den Tod meiner Mutter an, und zugleich, daß gebieterische Umstände mich zwängen, auf seine Hand zu verzichten. Den Grund meines Rücktrittes verschwieg ich ihm, doch ich glaubte, so handeln zu müssen, da ich mich nicht mehr werth hielt, die Gattin eines braven Mannes zu werden, obgleich ich von dem Pfade strenger Tugend und Keuschheit nie auch nur mit einem Gedanken gewichen war.

„Bald darauf erhielt ich von ihm einen Brief,

in welchem er mit den innigsten Worten seine Theilnahme über den Verlust meiner Mutter aussprach, dann aber in den rührendsten Ausdrücken mich beschwur, meinem Versprechen, die Seinige zu sein, nicht untreu zu werden, wenigstens aber mit der Offenheit und Wahrheit, die er von je her an mir gekannt hätte, ihm den Grund anzugeben, der mich so plötzlich zu dem Rücktritte bewogen.

„Wie hätte ich es vermocht, ihm ein solches Geständniß abzulegen! — In meinem Beschlusse aber, auszuharren, fühlte ich mich um so mehr verpflichtet, da ich inzwischen die Ueberzeugung erlangt hatte, daß ich Mutter sei!

„Ich zog es daher vor, seinen Brief gar nicht zu beantworten, verließ das Haus der Frau von Duvernier, in welchem mein ganzes Lebensglück auf so grausame und frevelhafte Weise vernichtet worden war, und suchte ein Unterkommen, das es mir möglich machte, für meinen und meines Kindes Unterhalt zu sorgen. Das Glück begünstigte mich in dieser Beziehung. Ich fand eine Beschäftigung, die mir reichliche Bezahlung brachte, da nur Wenige die sehr schwierige und mühsame Arbeit kennen, und so durfte ich denn wenigstens ohne Furcht vor Nahrungssorgen der Zukunft entgegensehen.

„Von Arthur hörte ich nichts wieder. Ich hoffte, er hätte mich vergessen, vielleicht als eine Undankbare, Unwürdige, aus seinem Herzen verbannt.

„So nahete die Zeit heran, die mir meinen kleinen Schutzengel dort schenken sollte. Der schweren Stunde mit banger Erwartung entgegensehend, saß ich eines Abends bei dem Scheine meiner Lampe in meinem Stübchen, mit dem Nähen von Kinderzeug beschäftigt, als an die Thür geklopft wurde. Verwundert, wer überhaupt mich besuchen könne, besonders aber noch so spät, rief ich herein.

„Die Thür öffnete sich und Arthur stand vor mir. Aber wie sah er aus? Als ob er aus dem Grabe käme! Und in der That war es nicht viel anders, denn mein Schweigen auf seine dringende Bitte, mein Wort zu halten und die Seinige zu werden, hatte ihn so tief und schmerzlich betrübt, daß schon seine Gesundheit einen Stoß erlitt. Als er dann seine Bitten in den dringendsten Ausdrücken wiederholt und den Brief mit der Bemerkung zurückbekommen hatte, ich wäre nicht mehr in dem Hotel Duvernier, und man wüßte auch nicht, wohin ich gekommen sei, da warf ihn diese Nachricht auf das Krankenlager und lange kämpfte er zwischen Leben und Tod. Das Leben siegte, und kaum so weit genesen, daß er die Reise unternehmen konnte, eilte er nach Paris, mich selbst aufzusuchen.

„Nach unsäglicher Mühe war es ihm endlich gelungen, mich zu entdecken, aber wie sollte er mich, die er bei sich noch immer als seine Braut betrachtete, wiederfinden?

„Mein Zustand, der sich nicht mehr verbergen ließ, — die Beschäftigung, bei der er mich antraf, sagten ihm nur zu deutlich, weshalb ich auf seine Hand verzichtet hatte.

„Er mußte mich für schuldig halten, und dennoch sagte er nichts, als die Worte: „Agathe? Ist es denn nur möglich, was ich sehe?"

„Das war zu viel für meine Kräfte! — Auf seine Hand hatte ich verzichten können, auf seine Achtung konnte ich es nicht!

„Ich erzählte ihm Alles!

„Ohne mich mit einer Sylbe zu unterbrechen, hörte er mich an. Als ich zu Ende war, sagte er ruhig, beinahe kalt:

„Ich glaube Ihnen, Agathe. Sie haben Recht! Sie konnten nicht anders handeln, als Sie gehandelt haben! — Leben Sie wohl! — Sie sehen mich wieder!"

„Er ging, mit einem stummen Händedrucke von mir Abschied nehmend.

„Am nächsten Morgen brachte man ihn blutend,

sterbend, zu mir. Seine Brust war von einem Degenstoße durchbohrt.

„Verzeihen Sie mir, Agathe, daß ich Ihnen einen so schmerzlichen Anblick bereite,“ bat er mit schwacher Stimme, „doch ich konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, Sie während der wenigen noch übrigen Augenblicke meines Lebens zu sehen. — Ich habe den Buben, der so furchtbar an Ihnen frevelte, beschimpft, und er hat den Schimpf in meinem Blute abgewaschen, wie die vornehmen Herren sagen. — Wäre ich am Leben geblieben, so würde Ihr Kind auch das meinige gewesen sein. Es sollte nicht so kommen! — Doch will ich noch im Tode mich ihm als Vater zeigen. — In meinem Testamente, das ich gestern Abend aufsetzte, erkenne ich es als das meinige an, und vermache ihm mein kleines Habe. — Gott segne Sie, Agathe, und schenke Ihnen all das Glück, das ich so gern über Ihrem Haupte gesammelt hätte.“

„Er sank zurück auf die Bahre, auf der man ihn gebracht. Das viele Sprechen hatte seine Kräfte erschöpft; ein Blutstrom entquoll seinem Munde. — Er hatte ausgelitten!“

Wieder machte Agathe eine längere Pause, ergriffen von einem gewaltigen Schmerze, bei der Erinnerung an den Verlust dieses edlen Freundes.

Endlich nahm sie wieder das Wort und sagte:

„Jetzt kennen Sie meine ganze Geschichte, mein Freund; denn was meine Brührung mit dem unglücklichen Lucian betrifft, so gab Ihnen das Gespräch, das ich am Tage vor seinem Tode mit ihm hatte, und dessen Zeuge Sie 'waren, hinlänglichen Aufschluß, um mich von jedem Verdachte eines strafbaren Verhältnisses zu demselben freizusprechen.“

„Ja, Agathe,“ sagte Edmund sehr gerührt, „ich kenne Ihre Geschichte, und da ich sie kenne, frage ich Sie: Wollen Sie mich als Vater Ihres Kindes annehmen?“

„Edmund — Sie wollten?“ fragte Agathe zögernd, doch mit dem Ausdrucke des höchsten Glückes.

„Ich will vollbringen, was der edle Arthur zu thun beabsichtigte,“ sagte Edmund. — „Wollen Sie mir das Recht gewähren, Ihr Kind auch das meinige zu nennen? — Wollen Sie mein sein, Agathe?“

„Ich sage mit Freuden ja,“ rief sie aus, an seine Brust sinkend und sich innig an ihn schmiegend, „und ohne Ziererei gestehe ich Ihnen offen, mein Freund, daß mein Herz schon Ihnen gehört, daß ich mit beseligender Hoffnung Ihre täglich wachsende, täglich sich deutlicher zeigende Zuneigung zu mir sah.“

„Mein geliebtes Weib!“ flüsterte er, hob ihren Kopf empor und drückte den bräutlichen Verlobungskuß auf ihre unentweihten Lippen.

„Dein, mein Edmund!“ hauchte sie, und erbebte unter seinem Kusse in nie gefühlter Wonne.

13.

Briefwechsel.

Als Edmund von dem Besuche bei Agathe in das Hotel des Generals von Saint=Florent zurückkehrte, wo er bereits seine neue Wohnung bezogen hatte, setzte er sich sogleich nieder, sein liebevolles Herz gegen die geliebte Mutter in Aeußerungen der glühendsten Freude und der innigsten Dankbarkeit auszuströmen. Er erzählte ihr Alles, was der General schon bereits für ihn gethan, er schilderte ihr die Hoffnungen, die er für die Zukunft auf diese mächtige Stütze setzen zu dürfen glaubte, und nicht daran gewöhnt, vor ihr irgend ein Geheimniß zu haben, verschwieg er ihr auch sein Liebesglück nicht. Er entwarf ihr ein treues und wahres Bild Agathens, ganz geeignet, dem Mädchen die Liebe der würdigen Frau zu gewinnen, und nur den Umstand, daß Agathe Mutter sei, überging er für den Augenblick noch mit Stillschweigen.

Er hatte keineswegs die Absicht, seiner Mutter fü immer daraus ein Geheimniß zu machen, allein er glaubte, und zwar mit gutem Grunde, die Sache eigne sich wegen der eigenthümlichen damit verbundenen Nebenumstände nicht zu einer schriftlichen Mittheilung; denn diese konnte, so ausführlich sie auch sein mochte, immer noch Zweifel zurücklassen. Edmund wollte aber, daß das Weib, dem er seine Hand zu reichen, seinen achtungswerthen Namen zu geben beschlossen hatte, in den Augen seiner Mutter eben so rein, tugendhaft und achtungswerth dastehe, wie in seinen eigenen. Dies war aber, wie sein Gefühl ihm sagte, nur dann möglich, wenn seine Mutter Agathen zuvor selbst kennen gelernt hatte, ehe sie mit ihrer Geschichte bekannt gemacht wurde. Bis dahin beschloß er also zu schweigen, und er glaubte nicht, sich dadurch irgend eines Unrechtes gegen seine Mutter schuldig zu machen, wohl aber eine Pflicht gegen Agathen zu erfüllen.

Als er den Brief mit einer Einladung an seine Mutter geschlossen hatte, ihn recht bald in Paris zu besuchen, um sich an dem Anblicke seines Glückes zu erfreuen und seine Agathe kennen zu lernen, ging er zu Bett, und unter einem innigen Dankgebete für sein doppeltes und doppelt unerwartetes Glück entschlief er zu beseligenden Träumen.

Am nächsten Vormittage bereitete er sich eben, zu

der Rechnungsabnahme den Besuch bei Plantard zu machen, als Herr von Chamfortin zu ihm eintrat.

„Zuerst einen aufrichtigen Glückwunsch zu der vortheilhaften Veränderung Ihrer Lage, mein lieber Cavanis," sagte der junge Mann, der sich, wie wir wissen, immer besonders freundlich gegen Edmund gezeigt hatte.

Dann nahm er mit der Vertraulichkeit, die bei jungen Leuten gleichen Alters eben so gewöhnlich als natürlich ist, Platz, ohne dazu erst eine Einladung abzuwarten, und fragte, indem er behaglich den Dampf seiner Cigarre von sich blies:

„Mein lieber Freund, ich komme, um im Interesse des Generals eine Frage, oder wenn Sie wollen, eine Bitte an Sie zu richten."

Verwundert darüber, sich so aus fremdem Munde im Interesse des Generals angesprochen zu hören, während Dieser selbst doch überzeugt sein durfte, auf jede an ihn gerichtete Frage Antwort zu erhalten, sagte Edmund:

„Sprechen Sie, Herr von Chamfortin, und seien Sie im Voraus überzeugt, daß Sie mich jeder Zeit bereit finden werden, für das Interesse des Generals zu thun, was irgend in meinen Kräften steht."

„Ich weiß, lieber Edmund," entgegnete Herr von Chamfortin, „und deshalb rücke ich auch ohne viele Umschweife, die ich überhaupt nicht liebe, grade heraus."

„Sie machen mich in der That sehr neugierig,“ sagte Edmund, der wirklich in hohem Grade gespannt war, weil er nicht begreifen konnte, weshalb der General irgend eine Frage, die er an ihn zu richten hätte, nicht lieber direct thäte, als durch einen fremden Mund.

„Nun wohl,“ nahm Herr von Chamfortin wieder das Wort, „können Sie mir nicht sagen, was es mit einer gewissen Agathe für eine Bewandniß hat, mit welcher der unglückliche Lucian in einem Verhältnisse stand?“

Edmund fuhr zusammen wie von einer Schlange gestochen, und fragte ziemlich heftig:

„Ich bitte Sie, Ihre Ausdrücke in Beziehung auf dieses Mädchen besser zu wählen, Herr von Chamfortin. — Agathe hat nie ein Verhältniß mit Herrn von Térisy gehabt und ist in jeder Beziehung höchst achtungswerth.“

„Mein Gott, ich zweifle daran keineswegs, da Sie es sagen,“ begütigte Chamfortin den Verletzten, vermochte dabei indeß doch ein spöttisches Lächeln nicht ganz zu unterdrücken. „Es konnte meine Absicht nicht sein, die Tugend dieses Mädchens zu kränken, noch weniger aber Sie in ihr zu beleidigen. Allein wir Alle wußten doch, daß Lucian eine geheimnißvolle Geliebte hatte, die ihm ein wahnsinniges Geld kostete, und daß diese Schöne, von deren nähern Verhältnissen er gegen

seine besten Freunde ein so strenges Geheimniß machte, Agathe hieß.“

„An der Sache ist allerdings ein schwacher Schein der Wahrheit,“ entgegnete Edmund, „indeß das Mädchen war nie Lucians Geliebte, obgleich dieser, wie ich selbst nicht leugnen kann, sich ihrer Gunst rühmte.“

„Sehen Sie wohl!“ rief Chamfortin.

„Allerdings!“ sagte Edmund. „Doch ich bitte Sie, diese Sache ruhen zu lassen.“

Doch Chamfortin, der sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, die geheimnißvolle Schöne kennen zu lernen und deren Gunst zu gewinnen, war nicht der Mann, dazu, sich so leicht aus dem Felde schlagen zu lassen.

„Glauben Sie übrigens, mein lieber Edmund, daß nicht eitle Neugier mich diese Frage thun ließ. Auch wiederhole ich Ihnen, daß ich dabei nur im Auftrage des Herrn Generals von Saint-Florent handle; denn nach dem, was am Abend nach Lucians Tode sich zutrug, wo derselbe versprochen hatte, Agathe mit in unsre Gesellschaft zu bringen, wo er dann aber ohne sie erschien, und in einer Aufregung, die an Wahnsinn grenzte, noch überdies versehen mit einer bedeutenden Geldsumme, die er an diesem einen Abende vergeudete, vermuthet der General, daß diese Agathe dem Tode Lucians vielleicht nicht fremd, und ein Unrecht seines

Neffen gegen dieselbe gut zu machen ist. — Deshalb wünscht er darüber nähern Aufschluß zu haben."

„In einer Beziehung mag der General nicht ganz im Irrthum sein," sagte Edmund, „und ich bin gern bereit, ihn über das aufzuklären, was er zu wissen wünscht; allein Sie werden mir verzeihen, Herr von Chamfortin, wenn gebieterische Umstände mich bestimmen, diese Aufklörung dem Herrn General unmittelbar zu gewähren."

Edmund sprach diese Worte mit einer solchen Bestimmtheit aus, daß Chamfortin einsah, es würde vergeblich sein, außerdem auch seinen Verdacht erwecken, wollte er noch weiter in ihn dringen. Er schwieg daher, indem er sich, verlegen und verdrießlich, so abgewiesen zu sein, auf die Lippen biß.

In diesem Augenblicke trat ein Bedienter ein und meldete:

„Herr Secretair, draußen ist eine Frau, die Sie zu sprechen wünscht."

„Schicken Sie sie herein," sagte Edmund.

Der Bediente ging.

Die Frau trat herein. Es war Agathens Dienerin.

„Von Madame Agathe!" sagte sie und überreichte Edmund einen Brief, den Dieser hastig nahm und öffnete.

„Madame?" flüsterte Chamfortin vor sich hin.

„Also eine Frau? Aber nannte Edmund sie nicht Mädchen? Die Sache wird immer interessanter!"

Dann schien er über etwas nachzusinnen, trat mit einem schnellgefaßten Entschlusse zu Edmund und sagte:

„Mein Lieber, Sie haben Geschäfte; ich will daher nicht stören. — Auf Wiedersehen!"

Und mit einem flüchtigen Gruße, den Edmund stumm erwiderte, eilte er davon.

Edmund las:

„Mein theurer und geliebter Freund!

„Ich habe eine entsetzliche Nacht verlebt!

„Als ich im Einschlafen war, kam mir plötzlich der Gedanke, Sie möchten sich nach dem, was ich Ihnen gestern erzählte, gleich dem unglücklichen Arthur hinreißen lassen, an Eid Duvernier den an mir begangenen Frevel rächen zu wollen, und gleich ihm als Opfer dieses Raufboldes zu fallen.

„Arthurs Tod hat mich tief und schmerzlich betrübt. Den Ihrigen vermöchte ich nicht zu überleben!

„Deshalb beschwöre ich Sie, geben Sie jeden Gedanken an Rache auf und überlassen Sie diese Gott allein. Versprechen Sie, den Nichtswürdigen, der nur unsere Verachtung verdient, nicht zur Rechenschaft ziehen zu wollen. Ich habe keinen ruhigen Augenblick, bis ich von Ihnen diese Versicherung empfange.

„Ihre „Agathe."

Edmund ergriff eine Feder und schrieb:

„Theure Agathe!

„Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich den Elenden nicht aufsuchen werde, obgleich er es wohl verdiente, für den verübten Frevel gezüchtigt zu werden, und ich nicht übel Lust hätte, ihm diese Züchtigung zukommen zu lassen.

„Doch, noch einmal, beruhigen Sie sich: Ihr Wunsch ist mir jetzt Gesetz, wie immer.

„Von ganzer Seele der Ihrige.

„Edmund Cavanis."

Edmund übergab diese Zeilen an den Boten, den Agathe ihm geschickt hatte, und ging nach der Wohnung Plantards hinüber, nach der mit demselben getroffenen Verabredung, die Rechnungsablegung vorzunehmen.

14.

Die Rechnungsablegung.

Etwa eine Stunde früher, als Edmund diesen Gang antrat, war Plantard, wie er es am Abend zuvor verkündet hatte, zu Madame Clairville gekommen, die bereits voll Ungeduld harrte.

„Hier, meine Freundin," sagte er, ihr einige Bogen Papier zur Unterschrift vorlegend, „sind die erwähnten Quittungen. Wir sichern uns dadurch das hübsche Sümmchen von mehr als **10,000** Francs, aber es hat auch Schweiß und Mühe gekostet, das Geld zu gewinnen!"

„Wie so?" fragte die Generalin, indem sie die Feder ergriff, um zu unterzeichnen.

Plantard hielt ihre Hand zurück und sagte:

„Ei, es war eine Riesenarbeit, in einer einzigen

Nacht die ganzen Rechnungen zu umschreiben, um diese Posten an gehöriger Stelle einzuschieben.

„Aber hätten Sie die Summe nicht vergrößern können?“ fragte Madame Clairville.

„Wo denken Sie hin?“ entgegnete er. „Sie ist ohnehin schon auffallend genug. Allein das geht mich nichts an. Weshalb waren Sie so verschwenderisch?“ sagte er lachend.

„Doch nun unterzeichnen Sie,“ fuhr er fort, „aber nicht mit derselben Feder, und indem Sie einmal bis auf den Boden eintauchen und einmal nur ganz obenhin. — So; auf diese Weise bemerkt man nicht, daß die Unterschriften alle zu gleicher Zeit gemacht worden sind. — Man muß so viel als möglich jeden Verdacht beseitigen: es sei nicht Alles mit rechten Dingen zugegangen. — Die frische Dinte ist so schon ein Uebelstand; allein den hoffe ich unkenntlich zu machen.

„Und nun Gott befohlen, meine verehrte Freundin,“ sagte er, „und nun zum Abschiede noch einen Kuß.“ —

Sie gab ihm den verlangten Liebeslohn, ohne den Ausdruck der Ironie und den spöttischen Zug um den Mund zu bemerken, mit dem Plantard diese letzten Worte gesprochen hatte.

„Das sollte mir fehlen, mich in ein kleines Pro-

vinzstädtchen mit dieser bösen Sieben zu begraben," brummte er vor sich hin, indem er nach seinem Zimmer zurückkehrte. „Paris allein ist ein meiner Thätigkeit und meiner Industrie würdiges Terrain."

Nach diesem Selbstgespräche, welches hinlänglich die redlichen Absichten verrieth, die er gegen die Frau hegte, welcher er so viel verdankte, sah er ruhig der Ankunft Edmunds entgegen. Er hatte sich von dem ersten Schreck, den ihm gestern die Nachricht der Rechnungsablegung verursachte, vollständig erholt, und schien seiner Sache ganz gewiß zu sein.

Edmund trat zu ihm ein.

Plantard ging ihm mit der größten Freundlichkeit entgegen.

„Sie finden mich bereit," sagte er, „Alles ist hier zu Ihrer Durchsicht geordnet."

Damit legte er ihm die Papiere, die Rechnungen, die Belege, die Documente vor.

Edmund mußte die Richtigkeit anerkennen. — Dennoch konnte er sich nicht enthalten, die Bemerkung zu machen:

„Die Frau Generalin von Saint-Florent figurirt hier mit sehr vielen und sehr bedeutenden Posten."

„Da haben Sie vollkommen Recht, mein lieber Cavanis," sagte Plantard, sich fortwährend den Ton eines alten Bekannten anmaßend; „aber was wollen

Sie? Ich hatte keine Ahnung, daß diese Frau nicht die wirkliche Gemahlin des Herrn Generals sei, und so hielt ich mich denn nicht für berechtigt, ihr die Summen zu verweigern, die sie forderte, oder deshalb auch nur eine besondere Instruction des Herrn Generals einzuholen. Freilich, wäre es anders gewesen, das heißt, hätte ich das wahre Verhältniß gekannt, dann würde ich es unbedingt für meine Pflicht gehalten haben, den Herrn General von dem, was seine Pseudo-Gemahlin von mir verlangte, vorerst in Kenntniß zu setzen."

„Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben," sagte Edmund, „obgleich ich der Meinung bin, daß Sie allerdings hätten vorsichtiger sein und dem Herrn General ein Wort gönnen sollen."

„In der Beziehung mag ich zu tadeln sein, doch gewiß in keiner anderen," entgegnete Plantard. Dann fügte er nach einer Pause hinzu:

„Da Sie meine Rechnungen für richtig erkennen, werden Sie gewiß meine Bitte billig finden, mir eine, Bestätigung auszustellen, daß ich meinen Posten treu und redlich und zu des Herrn Generals Zufriedenheit verwaltet. Ich möchte das Hotel gern noch heute verlassen, um wieder meinen eigenen Geschäften nachzugehen, die durch die lange Vernachlässigung ohnehin empfindlich gelitten haben werden."

Edmund konnte gegen diesen Wunsch nichts einzuwenden haben. Er stellte daher das verlangte Attest aus, packte die sämmtlichen Papiere zusammen, rief einen Bedienten, sie nach seinem eigenen Zimmer zu tragen, und nahm von seinem ältesten Pariser Bekannten einen zwar nicht herzlichen, aber doch auch keineswegs unfreundlichen Abschied.

„Geh' nur, du dummer Provinzteufel," höhnte Plantard hinter Edmund her, als dieser die Thür geschlossen hatte, „mir bist Du mit Deiner albernen Gradheit noch lange nicht fein genug. Dennoch muß ich gestehen, daß es ein wahres Vergnügen ist, mit Leuten Deiner Art Geschäfte zu haben. Sie sind so leicht hinter das Licht zu führen!"

Er rieb sich freudig die Hände und ging dann thätig daran, seine sämmtlichen Effecten in transportablen Zustand zu versetzen.

„Jetzt ist hier kein Gewinn mehr zu holen," brummte er vor sich hin, „also schnell fort aus dem Bereiche dieser liebenswürdigen Dame. Die kann aus ihrer Provinz lange nach mir suchen, ehe sie mich findet, nachdem ich sie zuvor noch durch einen zärtlichen Brief in Sicherheit gewiegt habe."

Als er mit allen seinen Vorbereitungen des Umzuges fertig war, was eben nicht viel Zeit in Anspruch

nahm, ließ er ein Cabriolet ohne Nummer kommen, bepackte es mit seinen sämmtlichen Effecten und verließ das Hotel Saint-Florent, ohne an seine zärtliche Freundin, die Frau Exgeneralin, auch nur eine Empfehlung zum Abschiede bestellen zu lassen.

15.

Die angeführte Betrügerin.

Die Nachricht von dem Sturze der falschen Generalin und ihrer bevorstehenden Entfernung aus dem Hause, hatte die gesammte Dienerschaft des Generals von Saint-Florent, mit alleiniger Ausnahme der Kammerfrau der Generalin, welche zugleich die Rolle ihrer Vertrauten spielte und sich dadurch sehr gut stand, mit der lebhaftesten Freude erfüllt.

Kutscher und Bediente murrten daher auch gewaltig, als sie nach der Unterredung der Madame Clairville mit Herrn Plantard durch den Mund der erwähnten Kammerfrau den Befehl empfingen, mit der „Frau Generalin“ auszufahren.

„Hat sich was von „Frau Generalin,“ schnauzte der Bediente die Kammerfrau an. „Mit der Herrlichlichkeit ist es aus, und mit Ihrer eigenen auch, Ma-

dame Petitjean. — Ehe ich den Wagen vorfahren lasse, muß ich erst den Herrn Secretair fragen, ob er es erlaubt."

Damit ließ er die Kammerfrau stehen, welche empört zwischen den Zähnen murmelte:

„Freches Bedientenpack!"

Aus Furcht vor üblen Folgen wagte sie es indeß nicht, diese Aeußerung laut zu machen.

Auf die Frage des Bedienten, ob sie mit der „Madame Clairville" ausfahren sollten, entgegnete Edmund:

„Es ist der Wille des Herrn Generals, daß diese Frau, so lange sie noch in seinem Hause ist, ganz so behandelt werde, wie früher. — Geben Sie also dem Kutscher den verlangten Befehl, anzuspannen."

Mit sehr verdrießlicher Miene entfernte sich der Bediente. Dennoch gehorchte er ohne Zögern, und eine Viertelstunde später wurde der Madame Clairville gemeldet, daß vorgefahren sei.

Sie eilte, einzusteigen, allein indem sie dies that, gab sie sich das Versprechen, das nächste Mal dabei die Hilfe des Bedienten zurückzuweisen, denn dieser packte sie so derb an, daß sie hätte schreien mögen, und benahm sich doch zugleich so ungeschickt, daß sie beinahe gefallen wäre.

Sie befahl, zu ihrer Putzmacherin zu fahren.

Der Wagen mußte ungemein lange halten, ein unzweifelhafter Beweis, daß mancher wichtige Handel abzuschließen gewesen war.

Von der Putzmacherin ging es in die Seidenhandlung.

Hier erfolgte ein eben so langer Halt.

Das kam dem Kutscher wie dem Bedienten verdächtig vor.

„Höre, Du,“ sagte der Erstere, „die Geschichte gefällt mir nicht.“

„Du hast Recht,“ entgegnete der Bediente; „es ist verdammt ärgerlich, wegen einer solchen Schachtel so lange auf der Straße warten zu müssen.“

„Dummkopf,“ sagte der Kutscher, „so meine ich es nicht; haben wir doch oft länger, und bei noch schlechterem Wetter gewartet. — Nein, ich meine, da sie doch aufgehört hat, Frau Generalin zu sein, hat sie auch kein Recht mehr, solche Einkäufe zu machen. Es ist also offenbar, daß sie hier auf Betrug ausgeht, und zu guter letzt noch einen recht fetten Fischzug halten will.“

„Du hast meiner Treu Recht,“ sagte der Bediente. „Das ist ein offenbarer Betrug gegen unsern Herrn, der dafür blechen müßte; den dürfen wir aber nicht

dulden, sondern müssen einen Strich durch die Rechnung machen.“

„Das ist auch meine Meinung,“ sagte der Kutscher, „Du mußt also —“

Doch ihre freundliche Absicht wurde durch das Erscheinen der Madame Clairville gestört, welche schnell in den geöffneten Wagen sprang, und dann den Befehl gab, zu dem Juwelier des Generals zu fahren.

„Merkst Du was?“ fragte während des Fahrens der Bediente den Kutscher.

„Freilich,“ sagte dieser. „Das dicke Ende kommt nach, meint sie, aber wir wollen es ihr schon abschneiden, dieses dicke Ende!“

„Verlaß Dich d'rauf, daß ich ihr den Spaß verderbe.“

Der Wagen hielt vor dem Gewölbe des Juweliers.

Madame Clairville stieg aus, und ging hinein.

„Ich wünschte einen Schmuck zu kaufen,“ sagte sie zu dem Juwelier.

„In Diamanten oder farbigen Steinen?“ fragte der Juwelenmann außerordentlich freundlich.

„In Diamanten,“ entgegnete sie; „aber etwas besonders Schönes, denn es ist zu einem bevorstehenden großen Hoffeste bestimmt, und da will der General, daß es geeignet sei, Aufsehen zu machen.“

„Dann würde ich Ihnen zu Diamanten und farbigen Steinen rathen, Frau Generalin,“ sagte der Juwelier, der immer freundlicher wurde, „denn das ist moderner, und ich kann Ihnen darin etwas ganz Besonderes vorlegen; — nur freilich etwas theuer,“ fügte er zögernd hinzu.

„Das thut nichts,“ entgegnete Madame Clairville-Saint-Florent mit außerordentlich freundlicher Miene; „der General hat es mir zur Pflicht gemacht, bei dieser Gelegenheit durchaus nicht zu sparen.“

Sehr zufrieden mit dieser Erklärung, beeilte sich der Juwelier, den Schmuck auszubreiten.

Madame Clairville betrachtete ihn mit wohlgefälligen Blicken, da erschien in ihrem Rücken, an der Gewölbethür der Bediente, und winkte sehr bedeutungsvoll.

Ein Commis, der dies bemerkte, sich die Zeichen aber nicht zu deuten wußte, eilte voll Neugier zu ihm.

„Die Dame dort,“ flüsterte der Bediente, „muß noch heute das Haus des Herrn Generals von Saint-Florent, meines Gebieters, verlassen, für dessen Gemahlin sie bisher galt, ohne es zu sein. Sagen Sie also Ihrem Prinzipal, daß er wegen der Bezahlung vorsichtig sein soll.“

Der Bediente verschwand.

Der Commis sah ihm ganz verwundert nach.

Dann aber eilte er zu dem Juwelier, und flüsterte ihm die Warnung, die ihm eben zugekommen war, in das Ohr. —

Das Gesicht des eben noch so freundlichen Mannes verlängerte sich plötzlich ganz gewaltig. Die „Frau Generalin“ hatte in demselben Augenblicke, beinahe ohne zu handeln, den Kauf abgeschlossen, und dabei gesagt, daß sie den Schmuck gleich mitnehmen wolle, um ohne Zögern das Lob des Generals einzuernten, und der Juwelier stand im Begriff, die einzelnen Stücke des Schmuckes in das Kästchen zu thun, und dieses der Madame Clairville einzuhändigen, als sein Commis ihm die geheimnißvolle Warnung zuraunte.

Schnell gefaßt — denn er wollte Vorsicht mit Artigkeit vereinigen, im Fall die Warnung vielleicht unbegründet sei, — sagte er:

„Ach, verzeihen Sie, ich bemerke da eben einen Fehler, der nothwendiger Weise verbessert werden muß.“

„O, das hat nichts zu sagen,“ entgegnete Madame Clairville, voll Begierde, den Schmuck in ihre Hände zu bekommen.

„Verzeihen Sie, Frau Generalin,“ entgegnete der Juwelier, sehr artig, aber auch sehr bestimmt, „meine Ehre würde darunter leiden, wollte ich eine Arbeit so verabfolgen lassen. — Sehen Sie nur selbst.“

Zugleich verbog er mit einer geschickten und schnellen Bewegung eine kleine Verzierung so stark, daß sie abzubrechen drohte.

Madame Clairville konnte nicht läugnen, daß dies allerdings ein Fehler sei, indeß sagte sie:

„Das kann doch unmöglich lange Zeit erfordern; ich werde darauf warten."

„Unmöglich," entgegnete der Juwelier, durch ihr Drängen in seinem Verdachte bestätigt. „Ich habe keine Arbeiter im Hause, indeß gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich Ihnen den Schmuck noch heute übersenden werde."

„Kann ich mich darauf verlassen?" fragte sie, indem sie ihn forschend ansah.

„Unbedingt!" versicherte er. „Noch heute sende ich ihn nach dem Hôtel des Herrn Generals!"

Nur halb beruhigt verließ Madame Clairville den Juwelier, denn ihr lag aus leicht begreiflichen Gründen Alles daran, den Schmuck sogleich mitzunehmen.

Von dem Juwelier fuhr Madame Clairville noch zu mehreren Ouvriers, wahrscheinlich in ähnlicher Absicht, allein es schien dem Bedienten bei dem Parfümeriehändler, dem Handschuhmacher und dergleichen Leuten zu kleinlich, seine Warnung eintreten zu lassen.

„Der General wird bezahlen müssen," dachte er, „und das ist ihm im Grunde ganz gesund; weshalb hat

er uns so lange durch dieses Weib chikaniren und kujoniren lassen.“

Als ziemlich spät am Nachmittage der Wagen in das Hôtel zurückkehrte, eilte der Bediente sogleich den neuen Privatsecretair des Generals aufzusuchen, um ihm von seinen Beobachtungen Bericht zu erstatten. Er war ausgegangen. Der Kamerad aber, der mit Edmunds persönlicher Bedienung beauftragt war, meinte, er würde wahrscheinlich bei dem General zu finden sein, dessen einstweilige Wohnung, welche eigentlich ein Geheimniß hatte bleiben sollen, der ganzen Dienerschaft bekannt war.

In der Hoffnung, eine Belohnung seines Diensteifers zu empfangen, begab der Bediente sich auf der Stelle dahin.

Edmund war wirklich bei dem General, dem er so eben Bericht über die Rechnungsablegung Plantards erstattete.

„Sie meinen also,“ fragte der General, „daß es mit den Summen, welche der Madame Clairville durch meinen Geschäftsführer ausgezahlt wurden, nicht ganz richtig sei?“

„Wenigstens in so fern, als ich glaube, der größte Theil dieser Summe würde noch bei ihr zu finden und ihr deshalb abzunehmen sein. — Denn Ihrem Ge-

schäftsführer konnte ich, wie die Sachen standen, das Zeugniß richtiger Rechnungsablegung nicht versagen."

„Und er hat es von Ihnen empfangen?"

„Ich hielt mich für verpflichtet, es ihm auf sein Verlangen auszustellen."

„Gut; so möge diese Summe als letztes Opfer, das ich diesem Weibe brachte, verschmerzt sein," sagte der General. „Ich muß vor allen Dingen und um jeden Preis jedes ärgerliche Aufsehen vermeiden, und das wäre nicht möglich, wollten wir einen Prozeß anhängig machen. — Sie nehme daher ihre Beute mit sich."

In diesem Augenblicke ließ der Bediente um Gehör bitten.

Eingelassen, stattete er Bericht ab, kaum aber war er damit zu Ende, als auch schon der Commis des Juweliers erschien, der aus dem Hôtel des Generals hierher gewiesen worden war. Er brachte den Schmuck mit, und fragte, ob er der Frau Generalin eingehändigt werden sollte.

Dies wurde natürlich verboten, und der Commis nahm daher die Diamanten unverrichteter Sache wieder mit.

Dann begab sich Edmund, zu Folge der Mittheilung des Bedienten, zu der Putzmacherin und zu dem Seidenhändler.

An beiden Orten hatte Madame Clairville Bestellungen von hohem Betrage gemacht, und unter dem Vorwande einer Reise, die sie unverzüglich mit dem General antreten müsse, die Expedition unter der von ihr angegebenen Adresse nach dem Provinzstädtchen befohlen, das sie zu ihrem künftigen Wohnorte erwählt hatte. Die Absendung war indeß noch nicht erfolgt und wurde nun durch Edmund, wie man sich leicht denken kann, hintertrieben, wozu es nur der Vorzeigung seiner Vollmacht bedurfte.

Als er so dem General sehr bedeutende Verluste erspart hatte, begab er sich auf der Stelle zu Madame Clairville, der er mit wenigen Worten die Zerstörung ihrer betrügerischen Pläne mittheilte, indem er ihr sogleich den guten Rath gab, Paris unverzüglich zu verlassen, wolle sie sich nicht als Betrügerin verfolgt sehen.

Wir wissen, daß es ihm mit dieser Drohung nicht Ernst war, sie glaubte indeß, ihm nicht trauen zu dürfen; ihr schlechtes Gewissen rieth ihr zur Flucht, und am nächsten Morgen reis'te sie ab, nachdem sie bis zum letzten Augenblicke vergeblich auf Nachricht von Plantard gehofft hatte.

Unmittelbar nach ihrer Entfernung kehrte der General in sein Hôtel zurück, seinen jungen Bevollmächtigten mit den wärmsten Lobsprüchen überhäufend.

16.

Verdienter Lohn.

„Herr General," sagte Edmund, welcher den Dank seines Wohlthäters mit großer Bescheidenheit hingenommen hatte, „es ist mein höchster Lohn, wenn es mir gelang, mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben."

„Die haben Sie gewonnen, und zwar im vollsten Grade," versicherte der General.

„Doch was haben Sie?" fragte er ihn nach einer Pause, als er an Edmund eine Art von Verlegenheit zu bemerken schien. „Haben Sie mir etwas zu sagen? Vielleicht eine Bitte? Dreist heraus mit der Sprache!"

„Wie könnte ich eine Bitte wagen," sagte Edmund, „nachdem Sie allen meinen Bedürfnissen, allen meinen kühnsten Wünschen eben erst mit solcher Groß-

muth entgegengekommen sind? — Nein, das war es nicht, doch habe ich Ihnen allerdings etwas zu sagen, und ich weiß nur nicht recht, wie ich es einleiten soll."

„Immer dreist heraus! Ohne Umschweife; das ist das Beste," sagte der General.

„Ich fürchte nur, dem Herrn General dadurch peinliche Gefühle zu erwecken; das ist der Grund meiner Zögerung."

„Ei potz Pompen und Granaten," sagte der General, „schießen Sie endlich einmal los!"

„Sie hatten dem Herrn von Chamfortin den Auftrag gegeben," sagte Edmund immer noch zögernd, „sich zu erkundigen, ob der Tod Ihres Neffen Lucian vielleicht auf irgend eine Weise in Beziehung zu seiner Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen, Namens Agathe stehe, und ob gegen dieses vielleicht ein Unrecht gut zu machen sei?"

„Allerdings!" sagte der General hastig. „Nun, wissen Sie mir in dieser Beziehung vielleicht Aufschluß zu geben?"

Edmund erzählte nun dem General das ganze Verhältniß, in welchem Lucian zu Agathe gestanden hatte: seine verschwenderischen Geschenke, so wie den Gebrauch, den sie davon machte. Als er zuletzt den Auftritt geschildert hatte, der unseren Lesern bekannt ist, — nämlich wie Agathe an Lucian das Geld zurückgab,

das sie aus dem Verkaufe seiner Geschenke gelöst hatte, rief der General voll Bewunderung aus:

„Das Mädchen ist ja ein wahrer Engel! Ein Muster weiblicher Tugend und Zurückhaltung!“

„Nicht wahr, Herr General!“ rief Edmund enthusiastisch aus. Dunkle Röthe überzog dabei seine Wangen. Seine Augen funkelten.

Der General sah ihn prüfend an.

„Steht es so mit Ihnen?“ sagte er lächelnd.

Edmund schlug verlegen erröthend die Augen nieder.

Er antwortete nicht.

„Nun, nun,“ sagte der General, „wenn das Mädchen wirklich so ist, wie sich nach dem, was Sie mir von ihr erzählen, erwarten läßt, so brauchen Sie sich Ihrer Liebe nicht zu schämen. — Sie haben doch wohl ernste Absichten?“

„Gestern habe ich mich mit Agathen verlobt!“ entgegnete Edmund, froh, daß der General die Nachricht seiner Liebe so günstig aufnahm. Er hatte beinahe gefürchtet, daß dies nicht der Fall sein würde.

„Nun, das ist freilich für Ihr Alter etwas früh,“ sagte der General, „doch das schadet im Grunde nichts, denn eine edle und aufrichtige Liebe schützt einen jungen Menschen vor der Begehung gar mancher Thorheiten.

— Und was denken Sie denn nun anzufangen? — zu heirathen, doch wohl?“

„Wie könnte ich daran denken, bevor ich meiner Geliebten eine gesicherte Existenz zu bieten vermag! — Wir sind Beide jung, und können warten.“

„Ja, das ist wohl wahr,“ sagte der General sehr freundlich, „allein es taugt nichts. Ein langer Brautstand nutzt die Liebe schnell ab, während sie in der längsten Ehe bestehen kann. — Sie müssen höchstens ein halbes Jahr warten, lieber Edmund. Während der Zeit prüfen Sie sich selbst und das Mädchen, und denken Sie Beide dann noch eben so, wie jetzt — na, nicht lange gefackelt, sondern frisch d'rauf los geheirathet!“

„Ich hätte keinen sehnlicheren Wunsch, Herr General, aber —“

„Aber, wollen Sie sagen, die Anstellung bei mir scheint Ihnen nicht sicher genug, um darauf hin zu heirathen. Oder wenn auch allenfalls sicher genug, doch nicht hinreichend zur Erhaltung einer Familie?“

„Das ist der alleinige Grund,“ sagte Edmund dreist, ermuthigt durch die große Güte des Generals.

„Nun,“ sagte dieser, „ich dächte doch, wenn Ihre Frau — ich nehme nämlich an, Sie wären schon verheirathet — zu Ihnen herzöge, hier in meinem Hause eben so wie Sie Alles frei hätte, so könnten

Sie für den Anfang wohl allenfalls mit einem Taschengelde von hundert Francs monatlich Ihre übrigen beiderseitigen Bedürfnisse bestreiten."

„Ja, dann —" stammelte Edmund.

„Nun, und haben Sie es etwa anders vermuthet?" fragte der General. „Glaubten Sie etwa, ich wollte Sie nur deshalb in das Ehejoch hinein persuadiren, um Sie von mir zu entfernen? — Da irren Sie gewaltig, Herr Secretair; im Gegentheil denke ich, daß Sie Ihre gegen mich eingegangenen Verpflichtungen auch als Ehemann sehr gut erfüllen können, und sogar besser noch, weil Ihr Weibchen Ihnen darin Beistand leisten könnte, mir in einsamen Stunden die Zeit zu vertreiben."

„Herr General," sagte Edmund, der seines Staunens kein Ende fand. — Er wollte seinem Danke Worte geben, aber er vermochte es nicht. Die Rührung erstickte seine Stimme.

An seiner Freude sich weidend, sagte der General:

„Gut, das wäre also abgemacht. In einem halben Jahre heirathen Sie und bleiben mit Ihrer jungen Frau in meinem Hause wohnen. Platz haben wir ja, Gott sei Dank. Und wegen Ihres Auskommens machen Sie sich keine Sorge, sondern überlassen die mir. — Einstweilen aber stellen Sie mir Ihre Braut vor.

Ich bin wahrlich sehr neugierig, das seltene Mädchen kennen zu lernen, das sich von seiner Hände Arbeit nährt und doch die Geschenke eines reichen jungen Mannes verschmäht."

Edmund glaubte, die Geschäfte wären für heute beendet, und fragte daher:

„Haben der Herr General noch sonst etwas zu befehlen?"

„Aha, ich merke schon," sagte der General mit gutmüthiger Neckerei, „der junge Herr brennt vor Ungeduld, bei seiner Agathe zu sein und kann deshalb nicht schnell genug von dem alten Manne fortkommen! Wie?"

„Herr General!" bat Edmund.

„Nun, nun, ich zürne Ihnen deshalb nicht," sagte der General lachend. „Sie haben ganz Recht. Es ist so natürlich, daß Sie ihr die Nachricht Ihrer baldigen Verbindung je eher desto lieber mittheilen wollen. Aber noch kann ich Sie nicht entlassen; Sie müssen mir zuvor eine Frage beantworten."

„Ich bin bereit, Herr General!" sagte Edmund, gespannt, was nun noch folgen könnte.

„Glauben Sie," fragte der General, „daß Ihre Frau Mutter sich entschließen könnte, zu Ihnen zu iehen?"

„Ich weiß es wahrlich nicht," entgegnete Edmund.

„Sie scheut den Verkehr mit der Welt, doch würde die Rücksicht, Zeugin von dem Glücke ihres einzigen Sohnes und mit diesem vereint zu sein, sie dazu bestimmen, wie ich hoffe."

„Ich würde sie dann bitten, die Honneurs meines Hauses zu machen, in welchem ich ihr eine achtungswerthe Stelle biete. — Es war seit Jahren mein Traum, mir ein eigenes Hauswesen zu bilden, mich von einer liebenden, sorgsamen Familie umgeben zu sehen. Da ich selbst dafür zu alt war, rechnete ich darauf, daß Lucian mir durch seine Heirath diese Familie geben sollte, so wenig auch er selbst geeignet war, meinen Wünschen zu entsprechen. Diese Hoffnung ist für immer vernichtet, und ich muß daher auf einen Ersatz denken, soll ich nicht für das ganze Leben auf meinen Lieblingswunsch verzichten. — Auf Sie rechnete ich bei diesem Ersatze; wollen Sie ihn mir gewähren?"

Edmund zog die Hand des Generals an seine Lippen. Zu sprechen vermochte er nicht.

„Ich habe in früherer Zeit Ihre Frau Mutter gekannt," fuhr der General fort, „wo sie Ihren verstorbenen Vater auf unseren gemeinschaftlichen Kriegszügen zuweilen begleitete. Ich ehre und schätze sie, und ich schmeichle mir, daß auch ich ihre Achtung genieße und sie verdiene. — Es würde mich daher sehr

glücklich machen, wenn sie auf meinen Vorschlag einginge. Sie bitte ich, ihr denselben annehmbar zu schildern. — Nun machen Sie, daß Sie zu Ihrer Braut kommen. Es wäre grausam, Sie noch länger zurückhalten zu wollen. — Grüßen Sie das seltene Mädchen von mir, und sagen Sie ihr, daß ich mich darauf freue, recht bald ihre Bekanntschaft zu machen, hören Sie, recht bald."

Edmund verbeugte sich ehrerbietig und eilte der Thür zu.

„Noch Eins!" rief der General ihm nach. „Sagen Sie Ihrer Braut, um eine Ausstattung möchte sie sich keine Sorge machen; die würde ich übernehmen."

Edmund war bereits zur Thür hinaus.

Ob er des Generals letzten Ruf noch vernommen, wußte der alte Herr nicht.

Wohl hatte er dieses neue großmüthige Versprechen gehört, doch sein Herz war zu voll, als daß er noch ein Mal hätte umkehren und dafür danken können.

16.

Mißglückter Sturm.

Als Chamfortin von Edmund so hastig Abschied nahm, that er es in der Absicht, die Abgesandtin Agathens anzureden, wenn sie das Hotel des Generals verließe, und durch Bitten, Versprechungen oder List von ihr Agathens Wohnung zu erfahren.

Die Alte kam, und Chamfortin trat zu ihr.

Sie fragte ihn verwundert nach seinem Begehren.

Er sagte es ihr ohne Umschweife, denn bei Personen ihrer Art kommt man in der Regel ohne große Mühe zum Ziele.

Doch Agathens Dienerin war zufällig eben so eine Ausnahme von der Regel, wie Agathe selbst.

Alle Bitten und Versprechungen Chamfortins, ihn mit der Wohnung und den Verhältnissen Agathens

bekannt zu machen, blieben ohne Wirkung, und endlich machte sie sich ungeduldig von ihm los, und verfolgte ihren Weg.

Jetzt blieb ihm, um seine Absicht zu erreichen, nur noch das eine Mittel, der Alten von ferne heimlich nachzugehen.

Das that er denn auch.

Doch Agathens Dienerin bemerkte bald, daß Chamfortin ihr folge, und führte ihn schadenfroh in der Irre umher.

Er ging unverdrossen hinterher, obgleich sie bald hier bald dort in ein Haus eintrat.

Kam sie heraus, so erblickte sie ihn immer wieder in der Nähe, wo er sich zu verbergen bemühte.

Endlich wurde sie der Sache überdrüssig, stieg in einen einzeln auf dem Halteplatz stehenden Fiaker und fuhr rasch davon.

So glaubte sie sich seinen Nachforschungen glücklich entzogen zu haben, allein er hatte glücklich die Nummer des Fiakers gelesen, und wartete in einem nahgelegenen Café geduldig auf dessen Rückkehr.

Sie erfolgte erst nach einer Stunde, da der Kutscher inzwischen noch eine andere Fuhre gefunden hatte.

Chamfortin nahm ihn sogleich in Beschlag, und befahl, ihn dahin zu fahren, wo die Alte, die er ihm beschrieben, abgestiegen sei.

Eine Viertelstunde darauf hielt Chamfortin vor Agathens Hause.

Von dem Portier erfuhr er ihre Wohnung.

Er ging hinauf und klopfte an.

„Herein!“ ertönte eine ungemein liebliche Stimme.

Er öffnete, doch verwundert über des Mädchens seltene Schönheit blieb er auf der Schwelle stehen.

Agathe trat ihm, nicht weniger verwundert, entgegen.

„Sie sind wahrscheinlich irrgegangen, mein Herr,“ redete sie ihn an, da er nicht sprach. „Ich empfange keine Herrenbesuche.“

„Haben Lucian von Térisy und Edmund Cavanis sich vielleicht als Damen bei Ihnen eingeführt, Mademoiselle — oder Madame?“ fügte er höhnisch hinzu, indem er auf die Wiege deutete.

„Pierrette, sagen Sie es mir, wenn der Herr sich entfernt hat,“ rief Agathe ihrer Dienerin zu, und trat in ihre Schlafkammer, ohne Chamfortin weiter eines Wortes, oder auch nur eines Blickes zu würdigen.

Er wollte ihr nach.

Die Alte vertrat ihm den Weg.

„Zurück da, mein Herr!“ sagte sie mit gebieterischem Tone.

Er sah sie forschend an, als wollte er ergründen, ob es mit der Sprache, die er hier so ganz unerwartet

fand, wirklich Ernst sei. Er glaubte daran nach der strengen, kalten Miene der Alten um so weniger zweifeln zu dürfen, wenn er sich daran erinnerte, daß sie schon früher das ansehnliche Geschenk zurückgewiesen, das er ihr geboten hatte, um nur Agathens Adresse von ihr zu erfahren.

Er entfernte sich daher, kopfschüttelnd, doch mehr verdrießlich als beschämt darüber, auf solche Weise abgeführt worden zu sein.

Ob er aber an die Tugend Agathens glaubte, bezweifeln wir.

Sie bewahrte ihrem augenblicklichen Geliebten, wahrscheinlich Edmund Cavanis, die Treue, das war Alles; doch das konnte man noch nicht Tugend nennen, denn diese Erscheinung zeigt sich auch, und sogar häufig, bei den Grisetten des Quartier latin.

Und dann — ein tugendhaftes Mädchen mit einer Wiege im Zimmer.

Unsinn!

Er ging daher, aber er beschloß, deshalb noch keineswegs die Hoffnung aufzugeben.

So unbedeutend dieser Auftritt auch an und für sich gewesen, so schnell sie den lästigen Besuch wieder losgeworden war, fühlte Agathe sich dennoch durch das Ereigniß ungemein gekränkt, und Edmund fand sie mit rothgeweinten Augen, wenn auch äußerlich wieder ruhig.

„Was ist Dir begegnet, meine Agathe?“ fragte er theilnehmend.

Sie wollte es ihm anfangs nicht sagen; endlich jedoch gab sie seinen dringenden Bitten nach, und erzählte ihm den Vorfall, jedoch ängstlich jede nähere Beschreibung Chamfortins vermeidend, weil sie fürchtete, daß Edmund ihn daran erkennen und dann zur Rechenschaft ziehen möchte.

„Beruhige Dich nur, meine Geliebte,“ tröstete er sie, als er geendet hatte. „Bald bist Du gegen alle dergleichen Kränkungen unter meinem unmittelbaren Schutze gesichert.“

Und nun erzählte er ihr die glänzenden Aussichten, die der General ihm eröffnet hatte.

Unter beglückenden Plänen für die Zukunft verging ihnen der Abend in vertraulichem Geplauder mit reißender Schnelligkeit, und sie hatten schon jetzt den beseligenden Vorgenuß ihrer nahen Vereinigung für das ganze Leben.

Ihres Rufes zu schonen, verließ Edmund sie indeß früher, als er gern gemocht hätte.

Zu Hause schrieb er an seine Mutter einen abermaligen langen Brief, durch den er sie so dringend bat, auf den ehrenvollen Vorschlag des Generals einzugehen, daß er an ihrer Einwilligung nicht zweifelte.

17.

Verdiente Strafe.

Einige Tage nach den soeben erzählten Begebenheiten stellte Edmund, von dem General nochmals daran erinnert, diesem seine Agathe vor.

Der alte Herr schien großes Wohlgefallen an dem Mädchen zu finden.

Er betrachtete sie mehrmals lange und prüfend, als wollte er auf dem Grunde ihrer Seele lesen, und jedes Mal schien es, als sei er mit dem Resultate dieser Prüfung sehr zufrieden.

Er unterhielt sich lange und angelegentlich mit ihr, brachte das Gespräch auf verschiedene Gegenstände, um ihre Ansichten, besonders aber ihre Gefühle in Beziehung auf dieselben kennen zu lernen, und zeigte sich außerordentlich freundlich gegen sie.

Endlich entließ er sie, indem er sagte:

„Es freut mich aufrichtig, Sie kennen gelernt zu haben, Mademoiselle. Ich glaube die Ueberzeugung hegen zu dürfen, daß Edmund keine glücklichere Wahl treffen konnte, und hoffe, Sie bald als Familienmitglied in meinem Hause zu sehen."

Ganz glücklich über diesen Empfang, führte Edmund seine Braut, die eben so erfreut war, wie er, nach ihrer Wohnung zurück.

Sie vertieften sich während des Weges in allerhand Pläne ihrer Zukunft, wobei sie sich jedoch der Besorgniß nicht ganz zu erwehren vermochten, ob auch der günstige Eindruck, den Agathe auf den General gemacht hatte, nicht durch die Nachricht, Agathe sei Mutter, wieder zerstört werden würde, und sie sannen auf Mittel, wie ihm diese Kunde am besten beizubringen sei.

So viel leuchtete Beiden ein, daß es gut sein würde, mit dieser Mittheilung nicht allzulange zu zögern, damit nicht etwa ein böser Zufall die Sache aus einem andern Munde, als dem Edmunds, dem General zu Ohren bringe.

Ueber diesen ernsten Gesprächen hatten sie nicht auf das geachtet, was um sie her vorging, und deshalb auch nicht bemerkt, daß Eid Duvernier, der Händelmacher, in Begleitung einiger Genossen, lärmend gerade auf sie zukam.

Auch er erkannte sie erst, als sie einander gegenüber standen.

Anfangs schien er zu stutzen, als er Agathe an dem Arme Edmunds erblickte.

Eine finstere Wolke flog über seine Stirn, als sei ihm die nähere Berührung dieser beiden Personen sehr unangenehm.

Doch schnell kehrte seine gewöhnliche Frechheit zurück.

Er sah sowohl Agathen als Edmund keck in das Gesicht, lachte laut auf und flüsterte seinen Begleitern einige Worte zu, unter denen Edmund indeß das Wort „Gutmacher" deutlich genug verstehen konnte.

Dann drängte er sich an ihnen vorüber, sie beinahe gewaltsam aus dem Wege schiebend.

Offenbar suchte er Händel mit Edmund.

Agathe zitterte heftig an dem Arme Edmunds, den sie hastig mit sich wegzuziehen bemüht war.

Edmund erbebte vor Zorn; er widerstrebte Agathens Bemühungen, allein, sollte er hier auf offener Straße einen Scandal anfangen?

Augenscheinlich wünschte der freche Cid dies, und schon das allein wäre hinreichender Grund gewesen, es nicht zu thun; außerdem aber nahm er Rücksicht auf Agathens Angst, und ließ sich daher nach kurzem Sträuben willig von ihr fortziehen.

Vielleicht dachte er auch, daß sich eine gelegenere Zeit, dem kecken Beleidiger die verdiente Strafe angedeihen zu lassen, schon finden würde.

Agathe mochte diese Gedanken Edmunds errathen, denn als sie weit genug entfernt waren, um von Duvernier und seinen Gefährten nicht mehr gehört zu werden, sagte sie mit angstbeklommener Stimme:

„Ich beschwöre Dich nochmals, mein guter Edmund, diesen Menschen nicht zur Rechenschaft für den Frevel zu ziehen, den er an mir verübt hat. — Willst Du mir das versprechen?“

„Ich verspreche Dir, Agathe, daß ich ihn nicht aufsuchen, ja, was noch mehr ist, daß ich ihm ausweichen will, so viel es irgend möglich ist. — Mehr, das siehst Du wohl ein, kann ich Dir nicht versprechen; denn Du wirst nichts von mir verlangen wollen, was auf meine Ehre ein nachtheiliges Licht werfen müßte.“

„Leider sehe ich das ein,“ sagte Agathe mit einem tiefen Seufzer. — „Nun, so gebe der Himmel, daß nicht irgend ein verhängnißvoller Zufall Euch ohne Dein Zuthun zusammenführt, wie eben jetzt. Denn ich sehe wohl ein, daß der Nichtswürdige auf Rache für die empfangene Lection sinnt, und Dir deshalb eine absichtliche Beschimpfung nicht ersparen wird.“

„Auch ich zweifle dann nicht,“ entgegnete Ed-

mund, „allein, Du kannst deshalb dennoch ganz ruhig sein, mein Leben, denn ein zufälliges Zusammentreffen ist kaum zu erwarten, da ich, wie Du weißt, öffentliche Orte nie besuche und ihm auf der Straße leicht ausweichen kann. — Es müßte also ein eigenes Verhängniß sein, das mich ihm gegenüberstellte.“

Doch dieses Verhängniß waltete.

Wenige Tage später wurde Edmund auf einem Geschäftsgange, den er im Auftrage des Generals machte, von einem heftigen Gewitterregen überrascht.

Er suchte in einem nahegelegenen Café Schutz gegen das Wetter.

Als er eintrat, bemerkte er, nicht ohne ein unangenehmes Gefühl, an einem Tische, in einem Kreise mehrerer Freunde, Eid Duvernier.

Entfernt davon, an einem andern Tische, saß Chamfortin.

Er ging auf diesen zu, grüßte ihn und nahm an seiner Seite Platz.

Gern hätte sich Edmund so gesetzt, daß er dem Tische Duverniers den Rücken bot, um die absichtlichen Beleidigungen, die er von dort aus erwarten durfte, nicht sehen zu müssen; allein, das war bei der Stellung des Tisches, an welchem Chamfortin Platz genommen hatte, nicht möglich.

Er bestellte daher eine Tasse Kaffee, und sah dann,

mit Chamfortin ein Gespräch anknüpfend, gelassen dem entgegen, was Duvernier zu thun für gut finden würde. —

Vielleicht war es ihm sogar nicht ganz unlieb, ohne sein Agathen gegebenes Wort zu brechen, auf diese Weise dem Nichtswürdigen gegenübergestellt zu werden, denn er sah ein, daß es später oder früher nothwendig sein würde, denselben für immer auf eine oder die andere Weise zum Schweigen zu bringen.

Kaum hatte er sich gesetzt und Chamfortin angeredet, als auch schon die Angriffe Duverniers auf ihn begannen.

Er flüsterte mit seinen Nachbarn, blickte dabei auf Edmund, lachte dann, und flüsterte wieder, wobei abermals das Wort „Gutmacher“ heraustönte.

Bald wurde die Sache so arg, so auffallend, daß Chamfortin Edmund darauf aufmerksam machte, indem er sagte:

„Sehen Sie doch nur, Cavanis, wie Eid ganz offenbar Händel mit Ihnen sucht! — Wollen Sie sich denn das so ruhig gefallen lassen?“

„Gönnen Sie ihm das Vergnügen noch einige Zeit,“ sagte Edmund mit geringschätzendem Lächeln, und indem er sehr sichtlich die Achseln zuckte, sich auch keinen Zwang anlegte, so laut zu sprechen, daß Duvernier ihn ganz gut hören konnte, wenn er wollte. „Er

scheint die Lection, die er von mir empfing, schon ganz vergessen zu haben; nun, wenn er es mir zu arg treibt, werde ich sie erneuern."

Und er trieb es bald zu arg.

Edmund wäre beschimpft gewesen, hätte er die immer sichtlicher und absichtlicher werdenden Beleidigungen geduldet.

Er stand daher auf, ging ruhigen und festen Schrittes zu dem Tische, an welchem Duvernier mit seinen Freunden saß, und sagte zu den Letztern, ohne den Beleidiger nur eines Blickes zu würdigen:

„Meine Herren, ich habe zwar dem Buben, der mich so absichtlich zu beleidigen sucht, nachdem er von mir zwei Maulschellen und für jede als Zugabe einen Säbelhieb empfangen hatte, gesagt, daß ich das nächste Mal zu seiner Züchtigung nur nach dem Stocke greifen würde; allein aus Rücksicht für die achtungswerthe Gesellschaft, in der ich ihn hier erblicke, will ich ihm nochmals die Ehre erzeigen, den Degen mit ihm zu kreuzen."

„Er lügt!" schrie Duvernier wüthend, sprang auf und wollte auf Edmund mit geballten Fäusten zuspringen, woran er jedoch von seinen eigenen Freunden verhindert wurde. „Er mir mit Stockschlägen gedroht?" fuhr Duvernier schäumend fort. „Ich hätte ihn vernichtet, hätte er solche Frechheit gewagt!"

„Herr von Chamfortin,“ wendete sich Edmund gelassen zu diesem, „hätten Sie wohl die Güte, diesen Herren zu bestätigen, daß ich jenem Menschen dort —“ dabei deutete er mit einer verächtlichen Geberde auf Eid — „in Ihrer Gegenwart sagte, für Leute seiner Art genüge der Stock.“

„Das ist leider wahr, meine Herren,“ sagte Chamfortin; „deshalb zog ich mich auch von dem Umgange Duverniers zurück, sobald er von den Wunden, die er in dem Rencontre mit diesem Herrn empfangen hatte, genesen war, ohne augenblicklich für den neuen Schimpf auch neue Genugthuung zu verlangen, wie er gedroht hatte!“

Bei diesem Zeugnisse Chamfortins, den mehrere von ihnen kannten, und das ihnen vollkommen glaubwürdig erscheinen mußte, sahen die Freunde Duverniers sich untereinander verwundert an. Einige traten zur Seite, als wollten sie dadurch jede Verbindung mit dem ehemaligen Freunde für abgebrochen erklären.

Duvernier wurde nur noch wüthender, und am ganzen Körper beinahe krampfhaft zitternd, schrie er:

„Zum Kampfe! Augenblicklich!“

„Ich bin dazu bereit,“ sagte Edmund, seine bisher gezeigte Ruhe fortwährend bewahrend. „Herr von Chamfortin, dürfte ich Sie wohl ersuchen, mein Zeuge zu sein?“

„Mit Vergnügen!“ sagte dieser, und trat zu Demjenigen der jungen Männer, den Duvernier inzwischen zu seinem Secundanten gewählt hatte, um mit ihm alles Nöthige zu verabreden.

Einige von den Andern wollten sich entfernen.

„Meine Herren,“ wendete sich Edmund zu ihnen, „ich ersuche Sie, zu bleiben. — Ich gedenke diesem Scorpion den Giftstachel auszuziehen, um ihn für die Zukunft unschädlich zu machen, und muß daher wünschen, daß der Auftritt recht viele Zeugen habe, damit ihm die Lust vergehe, das Vorgefallene zu leugnen, wi er dies soeben versuchte.“

Die jungen Männer folgten sämmtlich der Aufforderung Edmunds.

Alle begaben sich in einen Saal, der in dem Hause selbst leer stand; Waffen wurden schnell herbeigeschafft, und die beiden Gegner traten einander gegenüber.

Kaum war dies geschehen, und noch ehe die Secundanten das übliche „Los!“ gesprochen, ja, noch ehe die beiden Kämpfer sich förmlich nach den Regeln des Zweikampfes ausgelegt hatten, sprang Duvernier mit einem wüthenden Satze auf Edmund ein und würde ihn meuchlerisch niedergestoßen haben, wäre er weniger auf seiner Hut gewesen.

Alle Zeugen äußerten durch einen Laut, ein Wort

des Unwillens, ihre Empörung über diese nichtswürdige Tücke. Selbst Duverniers Secundant trat mit einem lauten „Pfui!“ zurück, als wollte er mit einem solchen Menschen in keiner Gemeinschaft mehr bleiben.

Edmund aber hatte mit einer geschickten Bewegung, schnell wie der Blitz, seinem Gegner, der auf keinen Widerstand gefaßt war, den Degen aus der Hand geschlagen, packte dann Duvernier mit der linken Hand am Halse, und setzte ihm mit der rechten die Spitze seines Degens auf die Brust.

Dies Alles war mit Gedankenschnelligkeit geschehen, und machte auf die verwunderten Zuschauer einen solchen Eindruck, daß mehrere derselben, Beifall zollend, in die Hände klatschten.

Duvernier zitterte heftig und sah seinem Sieger erblassend in das zornfunkelnde Auge.

Edmund aber sagte, ohne einen Blick von seinem Feinde zu verwenden, und indem er die Spitze seiner Waffe fester auf dessen Brust setzte, zu Duverniers Freunden:

„Lernen Sie diesen Menschen in seiner ganzen Erbärmlichkeit kennen, und erfahren Sie daraus, wie unwürdig er Ihrer Freundschaft, — ja, selbst Ihres bloßen Umganges ist. — So wissen Sie denn, daß dieser Bube, von einem tugendhaften Mädchen mit seinen Liebesanträgen zurückgewiesen, die Nichtswürdigkeit be-

ging, ihr einen Schlaftrunk beizubringen, und sie dann in dem Zustande der Betäubung zur Befriedigung seiner rohen Lüste zu entehren."

„Abscheulich! — Niederträchtig! — Pfui!" ertönte es von den Lippen der Umstehenden.

„Das ist noch nicht Alles!" fuhr Edmund mit steigender Erbitterung fort. „Nachdem die Unglückliche durch sein Verbrechen Mutter geworden, wagt er es, sie deshalb zu beschimpfen, seinen eignen Frevel zu vergessen und sie als eine Gefallene, als eine Verworfene darzustellen."

„Unglaublich! — Unerhört!" riefen einige der Umstehenden, indem sie sich voll Abscheu von Duvernier abwendeten.

„Unglaublich! — Unerhört!" wiederholte Edmund. „Ja wohl; aber dennoch wahr! — Sprich, Elender, ist es so, wie ich sagte?" wendete er sich zu Eid. „Wage es zu leugnen, und bei Gott, Du liegst im selben Augenblicke als Leiche zu meinen Füßen!"

Duvernier antwortete nicht, doch man hörte, wie seine Zähne auf einander schlugen.

„Antworte!" rief Edmund mit zornig erhobener Stimme. „Ist Agathe rein und tugendhaft?"

„Sie ist es!" stammelte Eid.

„Hast Du das Verbrechen, dessen ich Dich beschuldigte, an ihr begangen?"

Er zögerte mit der Antwort.

Edmund drückte stärker auf seine Waffe.

Duvernier fühlte, wie die scharfe Spitze seine bloße Haut berührte.

„Ja!“ stieß er aus zusammengepreßter Kehle hervor.

„So, nun gehe und lebe, wenn Du es vermagst, doch hüte Dich, mir je wieder in den Weg zu kommen!“ sagte Edmund, zog seine Waffe zurück, und stieß seinen vernichteten Gegner verächtlich von sich.

Duvernier wollte sich einigen seiner bisherigen Freunde nahen, sie anreden; Alle kehrten ihm voll Geringschätzung den Rücken.

Er schlich zähneknirschend aus dem Saale.

Am nächsten Tage hatte er Paris verlassen.

Alle Zeugen dieses Auftrittes aber eilten auf Edmund zu und schüttelten ihm die Hände, ihm Glück zu wünschen, ihn ihrer Achtung zu versichern.

Er dankte ihnen für ihre Theilnahme, machte dann aber sich aus ihrer Umarmung los, und eilte zu Agathen, ihr zu verkünden, auf welche Weise sie nicht nur vor den Beschimpfuugen Eids für immer gesichert, sondern auch ihre Ehre vor zahlreichen Zeugen glänzend gerechtfertigt, und dadurch vor allen künftigen Verdächtigungen geschützt sei.

Anfangs erschrak Agathe bei dem Gedanken an

die Gefahr, in welcher ihr Geliebter geschwebt hatte; sie wollte ihm sogar Vorwürfe machen, daß er sich derselben aussetzte. Doch seine Worte überzeugten sie schnell, er habe nicht anders gekonnt, und nun dankte sie ihm mit inniger Wärme, was er für sie gethan.

Er selbst aber freute sich dieses Auftrittes um so mehr, weil dadurch die Reinigung Agathens in den Augen seiner Mutter und des Generals, an der ihm so viel lag, unendlich erleichtert wurde, ja, beinahe gar keine Schwierigkeit mehr bot.

Epilog.

Wenige Tage nach seinem Zweikampfe mit Eid Duvernier empfing Edmund von seiner Mutter einen Brief, der ihm unendliche Freude und sein Glück vollkommen machte.

Sie billigte nicht nur seine Liebe zu Agathen, sondern sie ging auch auf den Wunsch des Generals ein, die Leitung seines Hauswesens zu übernehmen und schrieb ihrem Sohne, daß sie bei ihm in Paris eintreffen würde, sobald sie ihre Angelegenheiten geordnet hätte, was indeß auf keinen Fall viel Zeit in Anspruch nehmen könnte.

In der ersten Freude über diese beglückenden Nachrichten eilte er zu dem General, ihm dieselben mitzutheilen, allein er wurde von ihm nicht mit der gewohnten Freundlichkeit empfangen. Im Gegentheil

sah der General sehr verdrießlich aus, und kaum war Edmund eingetreten, als er ihm sagte:

„Es ist mir lieb, daß Sie kommen, Herr Cavanis, ich stand eben im Begriffe, Sie rufen zu lassen."

„Was haben der Herr General zu befehlen?" fragte Edmund, verwundert über den Ausdruck „Herr Cavanis" während der General sonst immer „lieber Cavanis" oder noch häufiger Edmund kurzweg zu sagen pflegte.

„Zu befehlen eigentlich nichts," entgegnete der General mit unverhehlter Verdrießlichkeit. „Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Muth an einem jungen Menschen zu schätzen weiß, daß mir dagegen Händelmacherei im höchsten Grade zuwider ist, und daß ich Sie daher bitten muß, diese zu vermeiden, wenn wir gute Freunde bleiben sollen."

„Herr General," sagte Edmund, welcher den Grund dieses Vorwurfes wohl erkannte, dennoch aber vor Unwillen über die unverdiente Kränkung unwillkürlich erbebte, „ich bin mir nicht bewußt, den Verweis, den diese Worte offenbar enthalten, verschuldet zu haben."

„Sie hatten vor wenigen Tagen ein Duell?" fragte der General.

„Ja!"

„Mit dem Sohne einer sehr achtbaren Familie?"

„Die Familie ist sehr achtbar“ entgegnete Edmund, indem er dem General offen und grade in's Gesicht sah; „der Sohn ist es nicht!“

„Können Sie beweisen, was Sie da sagen?“ fragte der General rasch.

„Ich kann es!“

„Sprechen Sie!“ sagte der General, legte sich zurück in seinen Sessel und sah Edmund scharf an.

Dieser erzählte nun ganz ausführlich seine beiden Duelle mit Eid Duvernier.

Der General hörte ihm aufmerksam zu, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen.

Als Edmund geendet hatte, fragte der General, jetzt jedoch in ganz anderem, beinahe gerührtem Tone:

„Und Sie sagen, daß die Erklärung des jungen Duvernier zur Ehrenerklärung Ihrer Braut Zeugen hatte?“

„Zehn oder zwölf!“ entgegnete Edmund.

„Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben, daß sich Alles genau so verhält, wie Sie mir sagten?“

„Ich kann es!“ sagte Edmund, und legte betheuernd die Hand auf das Herz.

„Ich glaube Ihnen,“ entgegnete der General, indem er Edmund die Hand reichte. „Das arme Mädchen!“ fügte er dann nach einer Pause hinzu. „Was muß sie gelitten haben, so unschuldig fortwäh-

renden Verdächtigungen und Ehrenkränkungen ausgesetzt gewesen zu sein."

„Unendlich!" versicherte Edmund. „Doch ich habe vom ersten Augenblicke an sie geglaubt!" setzte er beinahe stolz hinzu.

„Ein Zeugniß Ihrer eigenen Ehrenhaftigkeit!" entgegnete der General. „Sagen Sie Ihrer Braut," fuhr er dann fort, „daß sie mir jetzt noch werther sei, und daß ich sie meiner ganzen Achtung versichern lasse."

Edmund wollte dem General seinen Dank aussprechen, doch dieser ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ihre Hochzeit darf jetzt nicht so lange hinausgeschoben werden, als ich anfangs meinte," sagte er; „wenn Ihre Liebe sich in solcher Prüfung bewährte, ist sie gewiß ächt, und das Mädchen kann nicht anders, als mit ganzer Seele dem Manne zugethan sein, der an sie glaubte. — Und Ihre Mutter?" fragte der General; „haben Sie von der noch keine Nachricht?"

„Ich empfing heute einen Brief von ihr, und kam so eben, um dem Herrn General mitzutheilen, daß sie auf Ihre großmüthigen Anerbietungen eingeht."

„Bravo!" sagte der General. „Nun, dann muß wenige Tage nach der Ankunft Ihrer vortrefflichen Mutter die Hochzeit sein. — Hoffentlich werden wir

bis dahin alle Vorbereitungen zu Ende bringen. — Das heißt, wenn Sie mir mit Thätigkeit und Eifer beistehen wollen!“ fügte der General lächelnd und neckend hinzu.

Ob Edmund dies versprach?

Was sollen wir nun noch weiter sagen?

Drei Wochen später waren Edmund und Agathe Mann und Frau, und schwerlich herrscht in irgend einem andern Hause von Paris ein so ungetrübtes Glück, wie in dem des Generals, welcher endlich die gesuchte Familie gefunden hat.

Ende des zweiten und letzten Theils.



Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

In unserem Verlage erschienen ferner:

Los Gringos

oder

Ansichten aus dem Innern von Mexiko und Californien

nebst

Wanderungen in Peru, Chili und Polynesien.

Vom

Lieutenant Wyse,

von der Flotte der Nordamerikanischen Freistaaten.

Drei Theile. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Englands gegenwärtiger politischer Verfall

von

Ledru-Rollin.

Aus dem Französischen übertragen
und mit kritischen Anmerkungen und Erläuterungen begleitet

von

Dr. Emil Ferd. Vogel.

Drei Theile. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Memoiren eines englischen Livree-bedienten.

Von

W. M. Thackeray.

Preis 15 Ngr.

